

BEITRÄGE
ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN
SPRACHE UND LITERATUR

Begründet von

Wilhelm Braune / Hermann Paul / Eduard Sievers

UNTER MITWIRKUNG VON

HANS FROMM

HERAUSGEGEBEN VON

KLAUS GRUBMÜLLER / MARGA REIS / BURGHART WACHINGER

112. BAND

1990



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

ISSN 0005-8076
© Max Niemeyer Verlag, GmbH & Co. KG, Tübingen 1990
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
Nachdruck, photomechanische Wiedergabe und Übersetzung
nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages gestattet
Gesamtherstellung: Allgäuer Zeitungsverlag GmbH, Kempten

INHALT

Werner Abraham: Die Grammatikalisierung von Auxiliar- und Modalverben	200
Hartmut Günther: Zur neueren Schriftlichkeitsforschung . . .	349
Joachim Heinzle: Die Entdeckung der Fiktionalität. Zu Walter Haugs ›Literaturtheorie im deutschen Mittelalter‹	55
Brigitte Janz: <i>Wir sezzen unde gebilen</i> ... Der ›Mainzer Reichslandfriede‹ in den Bilderhandschriften des ›Sachsenspiegels‹	242
Eli Katz: Das ›Kuhbuch‹ und das ›Sefer Mešolim‹. Die Überlieferung eines mitteljiddischen Textes	81
Thomas Klein: Zur Nordgrenze des Althochdeutschen und zu germ. b, g im Altmittelfränkischen	26
Clemens Knobloch: Wortarten und Satzglieder. Theoretische Überlegungen zu einem alten Problem	173
Rolf Mayer: Mentale Modelle und Sprache	3
Dietmar Peil: Überlegungen zur Bildfeldtheorie	209
Ursula Peters: Von der Sozialgeschichte zur Familienhistorie. Dubys Aufsatz über die Jeunes und seine Bedeutung für ein funktionsgeschichtliches Verständnis der höfischen Literatur	404
Christiane Thim-Mabrey: Attributives Partizip Präsens im Mittelhochdeutschen	371

Besprechungen

Wladimir G. Admoni, Die Entwicklung des Satzbaus in der deutschen Literatursprache im 19. und 20. Jahrhundert. Von Franz Stimmler	301
Althochdeutsch, hg. v. Rolf Bergmann, Heinrich Tiefenbach, Lothar Voetz. Von Richard Schrodts und Ingrid Strasser	312
Anne Betten, Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Von Birgit Stolt	295
Helmut Beumann und Werner Schröder (Hg.), Die transalpinen Verbindungen der Bayern, Alemannen und Franken bis zum 10. Jahrhundert. Von Rudolf Schieffer	156
Brüder-Grimm-Symposium zur Historischen Wortforschung, hg. von Reiner Hildebrandt und Ulrich Knoop. Von Michael Schlaefer	103
Gerd Dicke [u.] Klaus Grubmüller, Die Fabeln des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ein Katalog der deutschen Versionen und ihrer lateinischen Entsprechungen. Von Fritz Peter Knapp	339
Karin Donhauser, Der Imperativ im Deutschen. Studien zur Syntax und Semantik des deutschen Modusystems. Von Jörg Meibauer	116

VI

Konrad Ehlich, Interjektionen. Von Norbert Fries	288
Gisbert Fanselow, Konfigurationalität. Untersuchungen zur Universalgrammatik am Beispiel des Deutschen. Von Jürgen Lernerz	448
Emma Genušienė, The Typology of Reflexives. Von Piotr Ruskiewicz	280
Günther Grewendorf, Fritz Hamm und Wolfgang Sternefeld, Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung. Von Dieter Wunderlich	267
Eckhard Grunewald, Friedrich Heinrich von der Hagen 1780–1856. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Germanistik. Von Jens Haustein	127
Gerhard Helbig, Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970. Von Manfred Kohrt	96
Franz Januschek (Hg.), Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis. Von Gesa Siebert-Ott	437
Jarmo Korhonen (Hg.), Beiträge zur allgemeinen und germanistischen Phraseologie-Forschung. Von Franz Josef Hausmann	292
Learning and Literature in Anglo-Saxon England, Studies Presented to Peter Clemoes, ed. by Michael Lapidge and Helmut Gneuss. Von Hans Sauer	461
Brigitte Lehnen, Das Egerer Passionsspiel. Von Ursula Hennig	335
Albert L. Lloyd und Otto Springer, Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Bd. I. – Albert L. Lloyd, Karen K. Purdy [u.] Otto Springer, Wörterverzeichnisse zu dem Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen von Albert L. Lloyd und Otto Springer Bd. I. Von Elmar Seebold	306
Rosemarie Lühr, Neuhochdeutsch. Eine Einführung in die Sprachwissenschaft. Von Heinz Vater	121
Heinz Meyer [u.] Rudolf Suntrup, Lexikon der mittelalterlichen Zahlenbedeutungen. Von Walter Blank	130
Paul Michel, Alieniloquium. Elemente einer Grammatik der Bildrede. Von Hans-Jörg Spitz	141
Bernd Neumann, Geistliches Schauspiel im Zeugnis der Zeit. Zur Aufführung mittelalterlicher religiöser Dramen im deutschen Sprachgebiet. Von Eckehard Simon	150
Ursula Peters, Religiöse Erfahrung als literarisches Faktum. Zur Vorgeschichte und Genese frauenmystischer Texte des 13. und 14. Jahrhunderts. Von Martina Wehrli-Johns	326
Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts, hg. v. Horst Brunner und Burghart Wachinger, Bd. 3, 4, 8–11. Von Christoph Gerhardt und Walter Röll	465
Inger Rosengren (Hg.), Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1986. Von Wolfgang Bublitz	274

Hannes Scheutz, Strukturen der Lautveränderung. Variations- linguistische Studien zur Theorie und Empirie sprachlicher Wandlungsprozesse am Beispiel des Mittelbairischen von Ul- richsberg/Oberösterreich. Von Walter Haas	453
Hans Schwarz, Präfixbildungen im deutschen Abrogans. Analy- se und Systematik. Von Albrecht Greule	107
Margret Selting, Verständigungsprobleme. Eine empirische Analyse am Beispiel der Bürger-Verwaltungs-Kommunika- tion. Von Gesa Siebert-Ott	437
Wolfgang Sucharowski (Hg.), Gesprächsforschung im Ver- gleich. Analysen zur Bonner Runde nach der Hessenwahl 1982. Von Gesa Siebert-Ott	437
Bärbel Techtmeier, Das Gespräch. Funktionen, Normen und Strukturen. Von Gesa Siebert-Ott	437
Erika Timm, Graphische und phonische Struktur des Westjiddi- schen unter besonderer Berücksichtigung der Zeit um 1600. Von Peter Wiesinger	458
Christoph Treutwein, Das Alsfelder Passionsspiel. Untersu- chungen zu Überlieferung und Sprache. Edition der Alsfelder Dirigierrolle. Von Ursula Hennig	332
Angelika Wenzel, Verstehen und Verständigung in Gesprächen am Sozialamt. Eine empirische Untersuchung. Von Gesa Siebert-Ott	437
Gisela Zifonun (Hg.), Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Gram- matik. Von Jarmo Korhonen	110
Albert Zimmermann (Hg.), Mensura. Maß, Zahl, Zahlensym- bolik im Mittelalter. Von Ernst Hellgardt	135
Entgegnung. Von Hartmut Kugler	158
Replik. Von Hartmut Boockmann	162
Ankündigung eines Symposions. Von Joachim Heinzle	163
Hymnologische Quellen in Augsburg	167
Eingesandte Schriften	168, 343, 490

ÜBERLEGUNGEN ZUR BILDFELDTHEORIE

Zu den zentralen Begriffen in der literaturwissenschaftlich orientierten Metaphernforschung gehört seit 30 Jahren der Begriff des Bildfeldes, der, von Harald Weinrich 1958 eingeführt¹, immer wieder verwendet, aber nur spärlich diskutiert worden ist.² Die Praktikabilität des Bildfeldbegriffs scheint so evident zu sein, daß dessen theoretische Abklärung kaum als Bedürfnis empfunden wird. Einer der wenigen Beiträge, die sich mit Weinrichs Bildfeldtheorie ausführlicher auseinandersetzen, ist der Einleitungsteil zur Dissertation von Franziska Wessel.³ Diese Arbeit ist der Anlaß für die im folgenden zu entwickelnden Überlegungen zur Bildfeldtheorie. Dabei geht es zunächst um die kritische Darstellung der Weinrichschen Theorie unter besonderer Berücksichtigung des Wortfeldbegriffs (I) und um ihre Modifikation (II). Von dem modifizierten Bildfeldbegriff aus soll dann ein metaphorentheoretischer Beitrag, der von einem textlinguistischen Ansatz ausgeht und deutlich auf Weinrichs Theorie Bezug nimmt, diskutiert werden (III), bevor abschließend auf die besondere bildfeldtheoretische Position Wessels, ihre Grundlagen (die Metapherntheorie der inhaltbezogenen Grammatik nach Ingendahl und den Bildfeldsystembegriff nach Schlobach) und den damit verbundenen methodischen Gewinn in der Metaphernanalyse einzugehen ist (IV).

¹ H. Weinrich, Münze und Wort. Untersuchungen an einem Bildfeld, in: *Romanica* (FS G. Rohlf), Halle 1958, S. 508–521; im folgenden zitiere ich nach der geringfügig geänderten Fassung in: H. Weinrich, *Sprache in Texten*, Stuttgart 1976, S. 276–290.

² Vgl. H. Pausch, *Die Metapher*, WW 24 (1974), S. 56–69, hier S. 61 f.; D. Peil, *Untersuchungen zur Staats- und Herrschaftsmetaphorik in literarischen Zeugnissen von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1983 (MMS 50), S. 24–27.

³ Franziska Wessel, *Probleme der Metaphorik und Minnemetaphorik in Gottfrieds von Straßburg 'Tristan und Isolde'*, München: Fink 1984. XI, 662 S. (Münstersche Mittelalter-Schriften 54).

I.

Weinrichs Entwicklung des Bildfeldbegriffs geht letztlich auf ein methodisches Unbehagen an den in der Literaturwissenschaft üblichen metaphorologischen Untersuchungsansätzen zurück, denen Weinrich zwar die Anerkennung nicht versagt, denen gegenüber er jedoch die methodische Anlehnung an die Sprachwissenschaft durchzusetzen versucht. Er überträgt die seit de Saussure geläufigen Unterscheidungen von Sprache (*langue*) und Sprechen (*parole*) einerseits sowie von diachronischer und synchronischer Methode andererseits auf die Metaphernforschung und rückt die Frage nach einer »überindividuelle(n) Bildwelt als objektiven, materialen Metaphernbesitz einer Gemeinschaft« (S. 277) in den Blick. Sein Untersuchungsfeld ist der Bereich der Münzmetaphorik. Als »diachronische Metaphernlehre« (S. 278) versteht er die von Ernst Robert Curtius begründete Toposforschung und präsentiert als eine »diachronische Metaphorik« der Münzmetapher Belege vom 18. Jahrhundert bis zur Antike, in denen Wörter mit Münzen verglichen werden (S. 278f.). Dieser Art von diachronischer Metaphorik hält Weinrich vor, den für das »Gesamtbild der metaphorischen Tradition« notwendigen synchronischen Aspekt sowie »den Stellenwert einer Metapher im individuellen Werk« außer acht zu lassen und die »einzelne Metapher vom Sprachsystem« (S. 279) zu isolieren. Als Gegenbeispiel bietet er eine quer durch die Jahrhunderte und National-literaturen gemische Belegssammlung von Metaphern, die alle das Finanzwesen auf die Sprache beziehen (S. 280–282); darunter finden sich nicht nur Vergleiche der Wörter mit Münzen, sondern auch Metaphern wie die von den Philologen als den »Banquiers der gelehrten Republik« oder das Bild von den »poetischen Wechsellern«. Die Gesamtheit dieser Metaphern und Vergleiche ergibt das »Bildfeld der Sprache als eines Finanzwesens« (S. 282); die Skizzierung solcher Bildfelder, also die deskriptiv-systematische Darstellung einer Metapher in ihren sprachinternen Zusammenhängen mit anderen Metaphern, versteht Weinrich als »Aufgabe der synchronischen Metaphorik« (S. 282), während die diachronische Metaphorik nur die Kontinuität der Tradition einer Einzelmetapher nachweist.

An dieser Stelle sei die Frage erlaubt, ob die Kategorien de Saussures ohne weiteres auf die Metaphorik bezogen werden dürfen. Problemlos scheint mir die Übertragung des Gegensatzes von *langue* und *parole* zu sein; demnach hätte man zwischen der Untersuchung des Metaphernbe-

sitzes einer Sprachgemeinschaft einerseits und der Analyse des Metapherngebrauchs eines Individuums andererseits zu unterscheiden. Allerdings ergeben sich dabei methodische Probleme, die zugleich mit der Differenzierung der diachronischen und synchronischen Betrachtungsweise zusammenhängen. In der Linguistik ist das Ziel der diachronischen Analyse die historische Ableitung eines aus dem System isolierten sprachlichen Einzelphänomens, während die synchronische Analyse nach dem funktionalen Wert der Einzelphänomene innerhalb des (zeitlich fixierten) Systems fragt. Sofern das Sprachsystem der Gegenwart unter synchronischem Aspekt untersucht wird, kann der Linguist sich in der Regel auf seine eigene Sprachkompetenz berufen; er muß seine Beispiele nicht individuellen Sprachäußerungen ablauschen, sondern kann sie selbst entwickeln, denn die Sprache als System ist ihm als Benutzer frei verfügbar. Dieser Weg wäre auch für die Metaphernanalyse möglich, wird aber nur selten – vor allem in der linguistischen Metaphernforschung – beschritten. Natürlich könnten wir das Bildfeld von der Wortmünze selbst entwickeln, könnten etwa ein Wörterbuch mit einer Geldbörse, die Bibliothek mit einer Sparkasse und ein hochgeschätztes Buch mit einer Gedenkmünze auf polierter Platte vergleichen. Aber werden die Metaphern auch akzeptiert oder vielleicht als Falschgeld zurückgewiesen? Offensichtlich ist die metaphorische Kompetenz eines jeden Sprachbenutzers nicht ebenso intersubjektiv überprüfbar wie die sprachliche Kompetenz. Deshalb wird man bei der Rekonstruktion eines Bildfeldes nur in sehr beschränktem Maße auf eigene Einfälle zurückgreifen und sich weitgehend auf objektiv überprüfbare, literarisch tradierte Belege stützen. Der gemeinschaftliche Metaphernbesitz ist nur über den individuellen Metapherngebrauch zugänglich, das Bildsystem läßt sich nur über die verschiedenen Bildgebrauchsvarianten rekonstruieren, die saubere Trennung von Metaphernsystem und -gebrauch muß aufgegeben werden. Aus dieser Zwangslage ergibt sich als Konsequenz: sofern die synchronische Metaphernanalyse ein Bildfeld erfassen will, wird sie sich nicht auf Belege aus einem eng umgrenzten Zeitraum beschränken, sondern auf zeitliche Fixierungen verzichten und die literarisch tradierten Belege nur unter systematischem Aspekt zusammentragen. Dieses methodische Problem wird von Weinrich nicht in aller Schärfe herausgestellt; indem er seine (literarischen) Belege für das Bildfeld von der Wortmünze ahistorisch präsentiert, suggeriert er, synchronisch sei nichts anderes als das Gegenteil von diachronisch, und da diachronisch ja auch ›historisch‹ impliziere, müßte umgekehrt auch ›ahistorisch‹ mit ›synchronisch‹ gleichzusetzen sein. Oder anders: Weinrichs Beispiel gibt keinen Aufschluß über die Frage nach der Struktur des Bildfeldes und den Regeln seiner deskriptiv-systematischen Darstellung.

Den Begriff des Bildfeldes, den Weinrich mit Recht von der Allegorie absetzt (S. 283), versteht er als Analogiebildung zu dem linguistischen Begriff des Wort- und Bedeutungsfeldes, denn wie das Einzelwort hat auch die Einzelmetapher (meistens) keine isolierte Existenz. »In der Metapher Wortmünze ist nicht nur die Sache ›Wort«

mit der Sache ›Münze‹ verbunden, sondern jeder Terminus bringt seine Nachbarn mit, das Wort den Sinnbezirk der Sprache, die Münze den Sinnbezirk des Finanzwesens. In der aktualen und scheinbar punktuellen Metapher vollzieht sich in Wirklichkeit die Koppelung zweier sprachlicher Sinnbezirke« (S. 283). An anderer Stelle definiert Weinrich das Bildfeld als »Verbindung zweier Bedeutungsfelder«⁴, wobei Wort- und Bedeutungsfeld offensichtlich als Synonyme zu verstehen sind. Zwischen Sinnbezirk, Wort- und Bedeutungsfeld unterscheidet Weinrich nicht genau, doch scheint für ihn der Sinnbezirk eine Art Oberbegriff für verschiedene Feldbegriffe der Linguistik zu sein, denn Weinrich behauptet weiter: »Wir können dabei durchaus die Frage offen lassen, von welcher formalen Struktur diese Sinnbezirke sind, ob Wortfeld, Bedeutungsfeld, Sachgruppe, Partnerschaft usw. Entscheidend ist nur, daß zwei sprachliche Sinnbezirke durch einen sprachlichen Akt gekoppelt und analog gesetzt worden sind« (S. 283).

Weinrichs Verzicht auf die genaue Bestimmung des sprachlichen Feldes, das im Bildfeld als doppelgliedrige Verbindung oder Koppelung erscheint, ist ein theoretisches Defizit, das einer weiteren Klärung bedarf. Relativ unproblematisch sind hingegen die weiteren Punkte in Weinrichs Bildfeldtheorie. Demnach sind die im Bildfeld verbundenen Felder in ein bildspendendes und ein bildempfangendes Feld zu differenzieren – diese Unterscheidung wird in der Metaphernforschung mit verschiedenen Begriffspaaren vorgenommen⁵ –, wobei das Bildfeld nach der jeweiligen Zentralmetapher (S. 284) zu benennen ist. Solche Zentralmetaphern sind außer der Wortmünze auch das Welttheater, die Liebesjagd, das Textgewebe oder der Geistesacker, ohne daß Weinrich Regeln zur Bestimmung einer Zentralmetapher formuliert. Mit drei weiteren Thesen wäre Weinrichs Theorie hinreichend skizziert:

- Weinrich konzidiert die Möglichkeit der Überschneidung zwischen den verschiedenen Bildfeldern, denn manche Einzelmetaphern können als »Bildstellen« je nach Kontext verschiedenen Bildfeldern zugeordnet werden. So kann die Metapher von den goldenen Worten eine Bildstelle im Bildfeld der Wortmünze ausfüllen, aber auch als Bestandteil des Bildfeldes vom Sprachmetall interpretiert werden (S. 286).

⁴ H. Weinrich, Allgemeine Semantik der Metapher, in: ders., Sprache in Texten (Anm. 1), S. 317–327, hier S. 326.

⁵ Vgl. die Zusammenstellung bei Wessel (Anm. 3), S. 49, Anm. 189.

- Nicht jede Metapher steht in einem Bildfeld, aber isolierte Metaphern sind seltener, weniger erfolgreich und in ihrer Existenz leichter gefährdet (S. 286f.).
- Bildfelder sind meistens nicht auf eine Einzelsprache beschränkt, sondern »gehören zum sprachlichen Weltbild eines Kulturkreises«, der dann, wie etwa das Abendland, als eine »Bildfeldgemeinschaft« zu gelten hat (S. 287).

Welchem linguistischen Feldbegriff⁶ entsprechen nun die Kopplungsglieder eines Weinrichsches Bildfeldes? Wenn wir uns auf die wichtigsten Feldbegriffe beschränken und davon absehen, daß Weinrichs Verständnis des Sinnbezirks als Oberbegriff für die verschiedenen sprachlichen Felder keineswegs selbstverständlich ist, und wenn wir davon absehen, daß derselbe Terminus manchmal unterschiedlich aufgefaßt werden kann, bleibt festzuhalten, daß es keinen Feldbegriff gibt, der allein als Kopplungsglied eines Bildfeldes in Frage käme. Die für unseren Zusammenhang maßgeblichen Feldbegriffe sind das Wortfeld, das Bedeutungsfeld und das Assoziationsfeld.

Die von Franz Dornseiff vorgenommene Einteilung des Wortschatzes in Sachgruppen⁷ ist in der Linguistik energisch kritisiert⁸ worden und ist auch für Weinrichs Bildfeldtheorie wenig hilfreich. Dornseiff gliedert den deutschen Wortschatz in 20 Gruppen, die 12 bis 121 Untergruppen umfassen können. Die Sachgruppen, die vor allem aufgrund außersprachlicher Gesichtspunkte ermittelt werden, sind weder mit den bildspendenden, noch mit den bildempfangenden Feldern voll identisch. Für Weinrichs Beispiel der Wortmünze dürfte das bildempfangende Feld sich (mindestens) auf die Sachgruppen 13 (Zeichen, Mitteilung, Sprache) und 14 (Schrifttum, Wissenschaft), das bildspendende Feld sich auf die Sachgruppen 1 (Anorganische Welt, Stoffe), 4 (Größe, Menge, Zahl, Grad) und 18 (Wirtschaft) verteilen. Das bildspendende Feld für das Bildfeld vom Staatsschiff⁹ könnte seine Elemente den Sachgruppen 1 (Untergruppe 1.6: Wind; 1.16: Ufer; 1.18: Stehende Gewässer), 5 (Wesen,

⁶ Zum Wortfeld und anderen Feldbegriffen vgl. R. Hoberg, Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung, Düsseldorf 1970 (Sprache der Gegenwart 11); H. Geckeler, Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie, München 1971; B. Kertscheff, Die Semantik und der Feldbegriff, Deutsche Sprache 7 (1979), S. 35–56.

⁷ F. Dornseiff, Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen, 5. Aufl., Berlin 1979.

⁸ Vgl. Geckeler (Anm. 6), S. 98f., 151f.

⁹ Dazu Peil (Anm. 2), S. 700–870.

Beziehung, Geschehnis; Untergruppe 5.42: Zerstörung; 5.47: Unglück), 8 (Ortsveränderung; Untergruppe 8.5: Schiff; 8.11: Lenken, Weg, Richtung), 9 (Wollen und Handeln; Untergruppe 9.80: Umweg), 11 (Fühlen, Affekte, Charaktereigenschaften; Untergruppe 11.39: Tollkühn), 12 (Das Denken; Untergruppe 12.7: Aufmerksam) und 16 (Gesellschaft und Gemeinschaft; Untergruppe 16.114: Gehorsam) entnehmen, um nur ein paar wichtige Beispiele anzuführen. Mit Hilfe der Dornseiffischen Sachgruppen lassen sich Bildfelder vielleicht erweitern, jedoch nicht in ihrer Struktur adäquat erfassen.

Als »Partnerschaft« versteht Jost Trier, an den Weinrich hier wohl denkt, die (außersprachliche) Zusammengehörigkeit von Phänomenen wie die von Firstsäule, Firstbaum und Giebel: »Germanisch *sül* ist eine Stütze, die, oben gablig, in ihrem Gabelwinkel den Firstbaum des Hauses trägt. Die Partnerschaft mit dem Firstbaum macht den Inhalt des Wortes *sül* aus. Die Verbindungsstelle zwischen beiden heißt *gibel* (Giebel), wird also mit einem Wort benannt, das mit Gabel verwandt ist und zu ihm im Ablaut steht. Wird nun die Welt wie ein großes Haus gesehen, wird also die *sül* des Hauses unter dem Namen *irminsül* zur Stütze des Weltgebäudes, dann wird der Firstbaum zur Achse der täglichen Himmelsdrehung, *gibel* zur Bezeichnung der Himmelspole. Die Partnerschaften sind erhalten, die Maße und – teilweise – die Funktionen sind verändert.«¹⁰

Dieses Beispiel macht deutlich, daß die »Partnerschaft« einem tertium comparationis vergleichbar ist und deshalb die Herstellung von metaphorischen Bezügen (und damit auch von Bildfeldern) ermöglichen kann. So verstanden, ist »Partnerschaft« jedoch nicht etwa mit einem der beiden im Bildfeld gekoppelten Felder identisch, sondern bezeichnet nur die besondere Beziehung zwischen verschiedenen Elementen, die in ihrer Kombination (neben anderem) durchaus in ein bildspendendes Feld eingehen können. Doch wird man kaum die Beziehungen zwischen allen Bildstellen eines Bildfeldes mit dem Begriff der »Partnerschaft« erfassen können; insofern führt dieser Begriff in der Abklärung der Bildfeldtheorie nicht weiter.

Die von Jost Trier entwickelte Wortfeldtheorie geht von der Kernthese aus, daß kein ausgesprochenes Wort im Bewußtsein seines Sprechers und Hörers vereinzelt dasteht, sondern immer auch seine »Begriffsverwandten« anklingen läßt. Diese »bilden unter sich und mit dem ausgesprochenen Wort ein gegliedertes Ganzes, ein Gefüge, das man Wortfeld oder sprachliches Zeichenfeld nennen kann. Das Wortfeld ist zeichenhaft zugeordnet einem mehr oder weniger geschlossenen Begriffskomplex, dessen innere Aufteilung sich im gegliederten Gefüge des Zeichenfeldes darstellt, in ihm für die Angehö-

¹⁰ J. Trier, Partnerschaft, in: Gestaltprobleme der Dichtung (FS G. Müller), Bonn 1957, S. 307–314, hier S. 308.

rigen einer Sprachgemeinschaft gegeben ist.«¹¹ Das wie ein Mosaik gegliederte Wortfeld ist ein lückenloser »Zeichenmantel« (S. 2) für den jeweiligen »Begriffsbezirk« (S. 1). Zwischen den verschiedenen Wörtern im Wortfeld besteht eine so starke gegenseitige Abhängigkeit, daß das einzelne Wort erst vom Ganzen her seine »begriffliche Bestimmtheit« (S. 2) und damit seine Bedeutung erhält. Insofern ist die Bedeutung eines Wortes nicht nur, wie Weinrich in seiner für die Metapherntheorie maßgeblichen Konterdeterminationstheorie behauptet, durch seinen Kontext bedingt¹², sondern auch und vor allem von der Bedeutung seiner begrifflichen Nachbarn im Wortfeld bestimmt. Solche Wortfelder können mehr oder weniger scharf abgegrenzt sein wie die Felder der Verwandtschaftsbezeichnungen, der militärischen Rangbezeichnungen, der Farbwörter, und der Notenskala. Weniger ausgeprägt sind die Grenzen zwischen den Feldnachbarn in dem von Trier untersuchten Sinnbezirk des Verstandes mit Wörtern wie mhd. *list*, *kunst*, *witze*, *wisheit* usw.¹³ Die Gliederung eines Wortfeldes kann sich im Laufe der Zeit wandeln, was zur Bedeutungsveränderung aller einzelnen Wörter dieses Feldes führen kann, oder umgekehrt: wenn sich ein Wort in seiner Bedeutung verändert, dann wirkt sich dies auch auf die Feldnachbarn aus und zieht eine Umgliederung des Feldes nach sich.

Auch ohne Rückgriff auf weitere Einzelheiten und auf die breite Diskussion der Wortfeldtheorie läßt diese Skizze bereits einen wesentlichen Strukturunterschied zwischen Triers Wortfeld und Weinrichs Bildfeld erkennen. Die Beziehung zwischen *Onkel* und *Tante*, *rot* und *grün* und *list* und *kunst* ist völlig anderer Art als die Beziehung zwischen *Münzprägung*, *Münzstätte*, *Wechsel* und *Banquier*. Das Wortfeld im Sinne Triers, aber auch Weisgerbers¹⁴, ist im we-

¹¹ J. Trier, Über Wort- und Begriffsfelder, in: L. Schmidt (Hg.), Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes, Darmstadt 1973 (WdF 250), S. 1–38, hier S. 1.

¹² H. Weinrich, Allgemeine Semantik der Metapher, in: ders., Sprache (Anm. 1), S. 317–327, hier S. 318.

¹³ J. Trier, Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts, 2. Aufl., Heidelberg 1973 (Germanische Bibliothek II/31).

¹⁴ Zu Weisgerbers Weiterentwicklung des Trierschen Wortfeldbegriffs Hoberg (Anm. 6), S. 77–97; Geckeler (Anm. 6), S. 107–114; Kertscheff (Anm. 6), S. 43.

sentlichen paradigmatisch strukturiert, während im Bildfeld paradigmatische Beziehungen zwar vorkommen können (wie etwa zwischen Gold, Silber- und Kupfermünzen), aber bei weitem nicht ausreichen, um die Struktur des Bildfeldes ›Wortmünze‹ oder auch nur des bildspendenden Feldes ›Finanzwesen‹ hinreichend zu erfassen.

Wie hinsichtlich der Beziehungen zwischen den Feldgliedern unterscheidet das Bildfeld vom Wortfeld sich auch, wie Franziska Wessel hervorhebt, aufgrund der »semantisch-funktionalen Struktur« des Wortfeldes, denn »Bildfelder ... sind im Unterschied zu Wortfeldern offen, prinzipiell ergänzbar, und zwar ohne daß die Hinzufügung oder Wegnahme von Bildstellen eine innere oder äußere Umschichtung, Umgliederung des Bildfeldes bedeutete, also in den Sprachinhalt eingriffe« (S. 68). Während die Bedeutung des Einzelwortes »von seinem Stellenwert im Wortfeld-Gefüge« bestimmt wird, besitzt die Bildstelle eine »größere paradigmatische Eigenständigkeit«, weil sie »– als ein aus zwei Teilen gebildeter kurzer Textzusammenhang – immer schon eine innere syntagmatische Eigenbedeutung ... mitbringt« (S. 68). Diese Beobachtung trifft insofern den Kern, als im Sinne der Konterdeterminationstheorie Weinrichs das Einzelwort seine Bedeutung aus dem (paradigmatisch strukturierten) Wortfeld mitbringt und durch den (syntagmatischen) Kontext seine Meinung erhält, während die Metapher als Bildstelle eines Bildfeldes durch ihren Kontext konterdeterminiert wird und die ursprüngliche Bedeutung aufgibt, denn »die durch den Kontext bestimmte Meinung liegt nicht innerhalb, sondern außerhalb des Bedeutungsumkreises«. ¹⁵

Noch zwei weitere Unterschiede zwischen Bildfeld und Wortfeld wären beiläufig festzuhalten. Zum einen dürfte die von Weinrich mit Recht konzedierte Möglichkeit der Überlagerung von Bildfeldern für das Wortfeld kaum gelten. Zum andern ist die Gliederung von Wortfeldern eine spezifische Leistung der jeweiligen Sprache, was die Übersetzung von Einzelwörtern mitunter beträchtlich erschwert, während die im Bildfeld etablierten Metaphern sich leichter übersetzen lassen, sofern Ausgangs- und Zielsprache zur selben Bildfeldgemeinschaft gehören. ¹⁶

¹⁵ Weinrich, Semantik (Anm. 12), S. 320.

¹⁶ Dies trifft jedoch nur mit Einschränkungen zu für Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

Der Begriff des Bedeutungsfeldes wird in der Wortfeldforschung unterschiedlich aufgefaßt.¹⁷ Im Zusammenhang mit der Weinrichschen Bildfeldtheorie dürfte der von Walter Porzig entwickelte Begriff des elementaren Bedeutungsfeldes (oder der wesenhaften Bedeutungsbeziehungen)¹⁸ von besonderer Relevanz sein. Als wesenhafte Bedeutungsbeziehung versteht Porzig die semantische Zusammengehörigkeit von Wortpaaren wie *gehen* und *Füße, greifen* und *Hand* (S. 78), *fällen* und *Baum* (S. 80). Der Unterschied zum Wortfeld Trierscher Prägung liegt auf der Hand: Porzigs Bedeutungsfelder, die er an anderer Stelle als »syntaktische« Felder von Triers »parataktischen« Feldern abhebt¹⁹, erfassen keine paradigmatischen, sondern syntagmatische Beziehungen, und zwar jene, die Coseriu als »lexikalische Solidaritäten«²⁰ bezeichnet. Auf Weinrichs Sinnbezirk des Finanzwesens bezogen, könnte eine solche »wesenhafte Bedeutungsbeziehung« etwa zwischen *Münze* und *prägen* festgestellt werden. Derartige Relationen machen nur einen Bruchteil der Kombinationen eines Wortes mit anderen Wörtern innerhalb eines Syntagmas aus; auch zusammen mit Triers Wortfeld kann Porzigs elementares Bedeutungsfeld Weinrichs bildspendendes Feld (als die eine Hälfte des Bildfeldes) nicht voll abdecken.

Einen viel umfassenderen Feldbegriff als Trier und Porzig entwickelt Charles Bally mit dem Assoziationsfeld (»champ associatif«), dessen weit abgesteckte Grenzen das von Bally gebotene Beispiel *bœuf*²¹ erahnen läßt:

»Le mot *bœuf* fait penser: 1) à *vache, taureau, veau, corne, ruminer, beugler, etc.*, 2) à *labour, charrue, joug, etc.*, à *viande, abattoir, boucherie,*

¹⁷ Vgl. Schmidt, Wortfeldforschung (Anm. 11), S. 71–73, 80–103, 112–115.

¹⁸ W. Porzig, Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen, in: Schmidt, Wortfeldforschung (Anm. 11), S. 78–103; zur Kritik vgl. Hoberg (Anm. 6), S. 122f.; Geckeler (Anm. 6), S. 94f.; Kertscheff (Anm. 6), S. 43f.

¹⁹ Vgl. Hoberg (Anm. 6), S. 123; Geckeler (Anm. 6), S. 95f.

²⁰ E. Coseriu, Lexikalische Solidaritäten, *Poetica* 1 (1967), S. 293–303.

²¹ Zitiert nach Geckeler (Anm. 6), S. 168. Den Begriff des assoziativen Feldes kennt bereits de Saussure; vgl. O. Ducháček, Verschiedene Typen sprachlicher Felder, in: Schmidt, Wortfeldforschung (Anm. 11), S. 436–452, hier S. 437. Eine Systematisierung des assoziativen Feldes versucht G. H. Blanke, Einführung in die semantische Analyse, München 1973 (Hueber Hochschulreihe 15), S. 114f.

etc.; enfin 3) il peut dégager et dégage en français des idées de force, d'endurance, de travail patient, mais aussi de lenteur, de lourdeur, de passivité.«

In einem Wortfeld (nicht nur Trierscher Ausprägung) lassen sich die Wörter *bœuf*, *vache*, *taureau* und *veau* situieren, als wesenhafte Bedeutungsbeziehung nach Porzig (oder als lexikalische Solidarität) kann die Beziehung zwischen *bœuf* und *beugler* gelten. Auf den Kontext der Sachen begründet (und insofern teilweise über eine Gliederung nach Sachgruppen erfaßbar) sind die von *bœuf* ausgelösten Assoziationen wie *charrue* und *joug* oder *abattoir* und *boucherie*, während die in Ballys dritter Gruppe angeführten Assoziationen schon in eine Richtung weisen, in der die bildempfangenden Felder zum Umfeld von *bœuf* liegen dürften.²² Deshalb ist zu vermuten, daß Ballys Assoziationsfeld, das z. T. dem von Otto Ducháček eingeführten Begriff des Kontextfeldes (»champ sémantique«)²³ entspricht, auch das Bildfeld im Weinrichschen Sinne mit einschließt. Da die Assoziationen nicht unbedingt nur sprachlich, aber individuell und unendlich sind²⁴, ist dem Assoziationsfeld die breite Diskussion in der Linguistik versagt geblieben. Die Nachbarschaft zu Weinrichs Bildfeldbegriff ist gesehen worden²⁵, ohne daß man daraus Konsequenzen für die Bildfeldtheorie gezogen hätte.

²² Eine Bildstelle in solch einem Feld nimmt im Deutschen vielleicht das Verb *ochsen* ein.

²³ Vgl. Ducháček (Anm. 21), S. 443f.; dazu Geckeler (Anm. 6), S. 173–176.

²⁴ Vgl. Geckeler (Anm. 6), S. 168f.

²⁵ Kertscheff (Anm. 6), S. 47f., nennt beide Feldtypen zusammen mit Hugo Mosers Namensfeldern und schließt sie von der Behandlung aus, »weil ihre linguistische Relevanz nicht so stark ausgeprägt ist«. Hoberg (Anm. 6), S. 124f., bespricht zwar das Assoziations- und das Bildfeld im selben Abschnitt, ohne jedoch auf die Überschneidungen einzugehen. Nach Geckeler (Anm. 6), S. 167, ist Weinrichs Bildfeld »nur dem Namen nach verwandt« mit Ballys »champ associatif«. Wessel (Anm. 3), S. 78, Anm. 324, hebt die »Sachgruppen-Orientierung« des Assoziationsfeldes hervor und betont mit Recht, daß »die Grenzen eines ›assoziativen Feldes« [...] zur Beschreibung der Bildhälften eines Bildfeldes oder ihres Verhältnisses zueinander zu weit gesteckt« sind; ob allerdings das Assoziationsfeld »sich eher zur Bezeichnung aller an einem Bildfeldsystem [...] beteiligten Spenderfelder oder der Gesamtheit der ›synonymen« Bildstellen verschiedener einem gemeinsamen Bildfeldsystem angehörenden Bildfelder« eignet, muß bezweifelt werden.

Vor dem Hintergrund des von Bally eingeführten Assoziationsfeldes erscheinen die in Weinrichs Bildfeld gekoppelten Sinnbezirke, Bedeutungs- oder Wortfelder in einem anderen Licht. Es handelt sich nicht um durchstrukturierte linguistische Felder, sondern um sprachlich vermittelte, mehr oder weniger chaotische Realitätsausschnitte, letztlich also um wie auch immer geartete ontologische (mitunter vielleicht auch nur gedanklich konzipierte) Referenzzusammenhänge. Für das Bildfeld von der Wortmünze bedeutet dies: das bildspendende Feld referiert auf einen Zusammenhang, in dem der Münze oder dem Geld ein zentraler Platz zukommt, im Referenzzusammenhang des bildempfangenden Feldes steht eine sprachliche Äußerung oder Sprache/Literatur überhaupt im Mittelpunkt. Das Bildfeld gibt den Rahmen ab, in dem die Möglichkeit besteht, einerseits Zusammenhänge oder Sachverhalte des bildempfangenden Feldes mit sprachlichen Ausdrücken zu beschreiben, wie sie für die Zusammenhänge oder Sachverhalte des bildspendenden Feldes angemessen sind, oder andererseits die Referenzzusammenhänge der beiden Felder miteinander zu vergleichen. Oder anders: das Bildfeld ist die Summe aller möglichen metaphorischen Äußerungen im Umkreis der jeweiligen Zentralmetapher oder metaphorischen Leitvorstellung.²⁶ Dabei ist mitzubedenken, daß im Bildfeld ein bildspendender und ein bildempfangender Bereich miteinander verbunden sind und daß das Bildfeld nicht mit einem der beiden Bereiche allein identifiziert werden darf. Da aber die ausformulierten Metaphern keineswegs immer, wie dies in Kompositionsmetaphern vom Typ ›Staatsschiff‹ üblich ist, beide Bereiche sprachlich realisieren, sondern der Bildempfänger sich mitunter aus dem Kontext ergibt oder (wie etwa bei der geschlossenen Allegorie) hinzugedacht werden muß, kann gelegentlich der Eindruck entstehen, das Bildfeld sei mit dem bildspendenden Bereich identisch.

II.

Nachdem der für die Bildfeldtheorie relevante Feldbegriff hinreichend präzisiert ist, kann die Frage nach der Struktur des Bildfeldes

²⁶ Für Weinrichs ›Zentralmetapher‹ finden sich gelegentlich auch andere Termini; vgl. Peil (Anm. 2), S. 17, Anm. 18. Die Bezeichnung ›metaphorische Leitvorstellung‹ scheint mir elastischer zu sein, da sich nicht jedes Bildfeld durch eine Zentralmetapher charakterisieren läßt.

gestellt werden.²⁷ Das Bildfeld läßt sich als ein offenes, systemähnliches Gebilde auffassen, d. h. als eine unbestimmte Menge von verschiedenen (Bild-)Elementen in unterschiedlicher Ausprägung, zwischen denen verschiedene Relationen bestehen oder denen (im Sinne der Prädikatenlogik) verschiedene ein- oder mehrstellige Prädikato- ren zugesprochen werden können.²⁸ Im Bildfeld von der politischen Schifffahrt²⁹ gibt es u. a. die Metaphern (Bildstellen) vom politischen Steuermann, vom Staatsschiff und vom Sturm der außenpolitischen Krise. Der Steuermann kann erfahren oder auch dumm sein (einstel- lige Prädikatoren) und nichts von seinem Handwerk verstehen, er besitzt jedoch gegenüber seinen Matrosen die Befehlsgewalt (mehr- stelliger Prädikator), muß sich aber gegenüber dem Schiffseigner (falls dieser überhaupt in den Blick gerät) verantworten. Das Staatsschiff kann als Luxusjacht oder als morscher Kahn daher- schwimmen. Da die Bildelemente je nach Bedarf dem bildspenden- den Bereich entnommen werden, kann ihre Anzahl ziemlich umfang- reich werden. Die verschiedenen Bildelemente können in unterschied- licher Anzahl und Ausprägung zu Teilbildern oder Bildvarianten zusammentreten. Solche Teilbilder oder Bildvarianten wären etwa der erfahrene Steuermann im Kampf mit dem Sturm oder der unkundi- ge Steuermann als Opfer einer Meuterei. Die Grenzen zwischen Bildelement, Teilbild und Bildvariante sind fließend. Bildelemente können durch Ausdifferenzierung zu Teilbildern werden; so wird aus dem Bildelement des Staatsschiffs ein Teilbild, wenn der Blick auf die einzelnen Teile fällt, aus denen das Schiff sich zusammensetzt, wenn also Überlegungen über Mast, Segel und Kiel des Staatsschiffs angestellt werden. Der Terminus ›Teilbild‹ verweist auf die Möglic- keit zur Kombination mit anderen Teilbildern und betont die unter- schiedliche Anzahl der verschiedenen im Teilbild enthaltenen Bild-

²⁷ Im folgenden führe ich Überlegungen weiter, die ich schon an anderer Stelle skizziert (vgl. Peil [Anm. 2], S. 24–27) und hinsichtlich ihrer Reichweite problematisiert habe; vgl. D. Peil, *Bildfeldtheoretische Probleme in der ›Goldenen Schmiede‹ Konrads von Würzburg*, *Jahrb. der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft* 5 (1988/1989), S. 169–180.

²⁸ Dazu einführend W. Kamlah u. P. Lorenzen, *Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens*, Mannheim (usw.) 1967 (B. I.-Hochschultaschenbücher 227), S. 34–37; P. Michel, *Alieniloquium. Elemente einer Grammatik der Bildrede*, Bern (usw.) 1987 (Zürcher Germanistische Studien 3), S. 31–50 (§§ 25–54).

²⁹ Dazu s. o. Anm. 9.

elemente, während der Terminus ›Bildvariante‹ die Aufmerksamkeit mehr auf die unterschiedliche Ausprägung der Bildelemente lenkt. Strenggenommen ist nicht zwischen Teilbild und Bildvariante, sondern nur zwischen den verschiedenen Varianten eines Teilbildes zu unterscheiden. Teilbilder lassen sich miteinander kombinieren und stehen insofern in syntagmatischer Beziehung zueinander. Das Teilbild vom Steuermann am Ruder des Staates kann etwa ergänzt werden durch das Teilbild der Möwe, die das sturmgepeitschte Staatsschiff umkreist. Bildvarianten desselben Teilbildes können gegeneinander ausgetauscht werden, stehen also in paradigmatischer Beziehung zueinander. Entweder finden wir die Bildvariante vom tüchtigen Steuermann oder vom nautischen Stümper. Gelegentlich erlaubt es die Bildlogik auch, zwei Bildvarianten zu einem Teilbild zusammenzufügen, wenn etwa ein großer Dampfer ein kleines Boot in Schleppe nimmt und somit zwei Varianten des Bildelements ›Staatsschiff‹ ein Teilbild ergeben.

›Bildelement‹, ›Teilbild‹ und ›Bildvariante‹ sind wie ›Bildfeld‹ auf die Sprache als System zu beziehen und deshalb als Klassenbezeichnungen zu verstehen. Um die sprachlich realisierten Repräsentanten dieser Klassen (ihre Aktualisierungen) zu erfassen, können wir auf die Terminologie der Rhetorik zurückgreifen und die Realisierungen eines Bildelementes als Metaphern, die Realisierungen von Teilbildern oder Bildvarianten als Allegorien (verstanden als fortgesetzte Metaphern) oder Gleichnisse bezeichnen.³⁰ Da das Bildfeld die Summe aller Teilbilder und ihrer Varianten enthält, kann es keine in sich geschlossenen Bildfelder geben, die in einer in sich kohärenten sprachlichen Äußerung vollständig realisierbar wären.

Mit der Beschreibung der Grobstrukturen des Bildfeldes sind keineswegs schon alle Probleme der Bildfeldtheorie gelöst oder auch nur aufgezeigt. Dazu zwei Beispiele. In einer Strophe aus ›Ezzos Gesang‹ (vv. 395 ff.) heißt es:

O crux salvatoris,
 du unser segelgerte bist,
 disiu werlt elliu ist daz meri,
 min trehtin segel unte vere,
 diu rehten werch unser segelseil,
 diu rihtent uns di vart heim.
 der segel deist der ware geloube,

³⁰ Ausführlich zur Unterscheidung von Metapher, Gleichnis und Allegorie Michel (Anm. 28).

der hilfet uns der zuo wole.
 der heilige atem ist der wint,
 der vuoret unsih an den rehten sint.
 himelriche ist unser heimuot,
 da sculen wir lenten, gote lob.³¹

Die in dieser Strophe detailliert entwickelte nautische Bildlichkeit ermöglicht eine relativ genaue Zuordnung der bildspendenden zu den bildempfangenden Elementen im Sinne einer Isomorphie, die jedoch an einer Stelle gestört zu sein scheint. Während *sint* und *heimuot* als Entsprechungen des bildspendenden Bereichs für das Element *himelriche* im bildempfangenden Bereich als Synonyme gelten können und deshalb das Gleichgewicht nicht beeinträchtigen, verlangt der Wortlaut der Handschrift, Christus (*trehtin*) mit *segel*, aber auch mit *vere* gleichzusetzen (v. 398). Damit wären nicht nur demselben bildempfangenden Element zwei verschiedene bildspendende Elemente zugeordnet, sondern umgekehrt hätten wir für den Bildspender *segel* sowohl Christus als auch den wahren Glauben als Bildempfänger anzunehmen. Die Auflistung verschiedener Bildelemente und ihrer Entsprechungen im Bildempfängerbereich muß also keineswegs zu einem in sich kohärenten Teilbild führen. Während diese Schwierigkeit sich durch einen textkritischen Eingriff beheben ließe – statt *segel* könnte *selbe* gelesen werden³² –, ist die Frage nach dem Bildfeld, dem die Metaphern angehören, damit noch nicht beantwortet. Erst die Kenntnis der Bildtradition kann die Vermutung, es handle sich hier um das Bildfeld von der Schifffahrt der Seele, bestätigen, obgleich die Verwendung des liturgischen ›wir‹ auch den Gedanken an das Schiff der Gemeinde nahelegen könnte.³³ Weit schwieriger ist die Identifizierung des Bildfeldes, wenn nur ein einzelnes Bildelement aktualisiert wird (der Bildhintergrund also hinzuge-

³¹ Zit. nach W. Schröder (Hg.), Kleinere deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, Nach der Auswahl von A. Waag neu hg., Bd. 1, Tübingen 1972 (ATB 71), S. 25.

³² Vgl. H. Neumann, Die Schifffahrtsallegorie im Ezzoliede (Nachrichten der Akad. der Wiss. in Göttingen, Phil.-hist. Klasse 1960/1), Göttingen 1960, S. 14.

³³ Zu den verschiedenen Ausprägungen der geistlichen Schiffsmetaphorik H. Rahner, Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter, Salzburg 1964, S. 239–564; E. M. Vetter, Die Kupferstiche zur Psalmodia Eucaristica des Melchior Prieto von 1622, Münster 1972 (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft II/15), S. 146–171.

dacht werden muß) und dieses Bildelement verschiedenen Bildfeldern zugewiesen werden könnte.

Das zweite Beispiel bietet die Zentralmetapher und ist deshalb unsicher dem Bildfeld vom Staatsschiff zuzuordnen, deutet aber andere Schwierigkeiten an:

Einst waren die Verhältnisse in der Welt weit einfacher, und die sinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Minister mit dessen Steuermann. Jetzt aber ist alles komplizierter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsschiff ist ein Dampfboot geworden, und der Minister hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, sondern als verantwortlicher Enginer steht er unten zwischen dem ungeheuern Maschinenwerk, untersucht ängstlich jedes Eisenstiftchen, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Stockung entstehen könnte, schaut Tag und Nacht in die lodernde Feuer-Esse, und schwitzt vor Hitze und Sorge – sintemalen durch das geringste Versehen von seiner Seite der große Kessel zerspringen, und bei dieser Gelegenheit Schiff und Mannschaft zu Grunde gehen könnte. Der Capitain und die Passagiere ergehen sich unterdessen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmast, und wer das Boot so ruhig dahin schwimmen sieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maschinerie und welche Sorge und Not in seinem Bauche verborgen ist.

Frühzeitigen Todes sinken sie dahin, die armen verantwortlichen Enginers des englischen Staatsschiffes.³⁴

Das Zitat aus Heinrich Heines ›Englischen Fragmenten‹ (1828) schreibt die Gleichsetzung des Dampfboots mit dem englischen Staat, des Ingenieurs mit dem englischen Premierminister und des Kapitäns mit dem englischen König vor. Über die Bedeutung der verschiedenen Eisenstiftchen und Rädchen, der Feueresse und des großen Kessels und der übrigen Bilddetails erfahren wir nichts. Von einer Isomorphie zwischen Bild- und Bedeutungsebene kann keine Rede sein. Ein entsprechender Entschlüsselungsversuch wäre sicher nicht im Sinne des Autors, dem es offensichtlich nur darauf ankommt, eindringlich (wenn auch ironisch) die Sorge und Amtslast des englischen Premierministers zu vermitteln.³⁵ Der bildspendende Bereich wird umfassender aktualisiert, als es unter sprachökonomischem Aspekt vom Bildempfänger her notwendig und sinnvoll wäre.

³⁴ H. Heine, Sämtliche Schriften, hg. von K. Briegleb, Bd. 3, München, Wien 1976 (Reihe Hanser 220/3), S. 562.

³⁵ Zu den Funktionen der (expressiven) Allegorie vgl. Michel (Anm. 28), S. 544–557 (§§ 588–601).

Das Prinzip des überquellenden Details³⁶, das Heine hier befolgt, verbietet die Annahme einer generellen Isomorphie zwischen Bild- und Bedeutungsebene, während die Auffassung des Bildfeldes als Kopplung zweier Wortfelder oder als Summe zahlreicher Einzelwortmetaphern (mit jeweils sauber trennbarer Bild- und Sachhälfte) die Isomorphie-Hypothese geradezu herausfordert.

Das Heine-Zitat zeigt darüber hinaus auch, daß Bildfelder sich nicht nur in einzelnen Bildstellen überschneiden können, sondern als Teilbilder auch in ein anderes Bildfeld integriert werden können, so wie Heine hier das Bildfeld von der Staatsmaschine³⁷ als Teilbild im Bildfeld vom Staatsschiff verwendet. Neben der Identifizierung ist also auch die Abgrenzung der Bildfelder voneinander nicht immer ohne Schwierigkeiten durchzuführen.

III.

In Anlehnung an Weinrich versuchen Werner Kallmeyer und seine Mitautoren, das Phänomen der Metapher von einem textlinguistischen Ansatz aus zu erklären.³⁸ Maßgeblich dabei ist die von Greimas entwickelte strukturalistische Semantik. Danach hat man von einer Polysemie der Lexeme auszugehen, die sich im Kontext jedoch wechselseitig monosemieren. Jedes Lexem hat einen invarianten Bedeutungskern und verschiedene kontextuelle Merkmale, die sich wechselseitig ausschließen. Durch die Einbettung in einen Kontext wird eines der verschiedenen kontextuellen Merkmale dominant gesetzt, die anderen gleichzeitig inaktiviert (S. 127). So wird z. B. im Syntagma *ein hoher Baum* das Lexem *hoch* durch das Lexem *Baum* als Bezeichnung einer Dimension monosemiert, während dasselbe Lexem in Verbindung mit *Ideal* als Bezeichnung einer Qualität monosemiert wird (vgl. S. 126). Im ersten Fall wird das kontextuelle Merkmal ›dimensional‹, im andern das Merkmal ›qualitativ‹ domi-

³⁶ Dazu H. Lausberg, *Elemente der literarischen Rhetorik*, 2. Aufl., München 1963, S. 133 (§ 402).

³⁷ Dazu Peil (Anm. 2), S. 489–595; B. Stollberg-Rilinger, *Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats*, Berlin 1986 (*Historische Forschungen* 30).

³⁸ W. Kallmeyer (u. a.), *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, Bd. 1: Einführung, 4. Aufl., Königstein 1986 (*Athenäum-Taschenbücher* 2050), S. 161–176.

nant gesetzt. Bedeutungskern und kontextuelle Merkmale machen zusammen das Referenzpotential eines Lexems aus, der Kontext ermöglicht das Ausfiltern einer Referenzanweisung aus diesem Referenzpotential. In einem Text werden nun nicht aus jedem Lexem Referenzanweisungen abgeleitet, sondern verschiedene Lexemarrangements verweisen auf Tatsachenzusammenhänge, auf ›Geschichten‹ (S. 142f.). Die Lexemgruppierungen sind durch ein gemeinsames, rekurrentes semantisches Merkmal determiniert, das dann alle sonstigen Merkmale dominiert. Anders als Greimas billigen Kallmeyer und seine Mitautoren nicht nur den kontextuellen, sondern allen semantischen Merkmalen die Möglichkeit der Dominanz zu. Die dominanten Merkmale strukturieren den Text, sie bilden den gemeinsamen Nenner für die verschiedenen Lexemgruppierungen und damit auch für die verschiedenen ›Geschichten‹. Die durch ein dominierendes, rekurrentes Merkmal miteinander verbundenen Lexeme konstituieren eine Isotopieebene, die zusammen mit anderen Isotopieebenen den Text bildet (vgl. S. 143–154). Die Bezugsgröße der Isotopieebene ist nicht der Satzrahmen, sondern der ganze Text. Isotopien sind also auch möglich zwischen Lexemen in verschiedenen Sätzen. Die Möglichkeit zur Bildung von Isotopieebenen wird auch als Anschließbarkeit eines Lexems bezeichnet.

Ohne erkennbare Bindung an diese Theorie werden Metaphern zunächst definiert als »sprachliche Projektionen von Geschichten, die innerhalb eines geltenden Wirklichkeitsmodells keinen unmittelbaren Geschichtszusammenhang bilden« (S. 166). Von diesem Projektionsbegriff aus, der noch einläßlicher zu diskutieren ist, werden auch die von Weinrich übernommenen Termini ›Bildempfänger‹ und ›Bildspender‹ neu definiert: »Diejenigen Lexeme, die sich referenziell auf projizierte Geschichten beziehen, bezeichnen wir als Bildempfänger. Bildspender nennen wir solche Lexeme, die sich auf Geschichten beziehen, auf welche andere Geschichten projiziert werden« (S. 166f.). Wichtiger ist jedoch der Versuch, die Begriffe der semantischen Anschließbarkeit und der Isotopieebene auf die Metaphertheorie anzuwenden. Für unseren Zusammenhang genügt es, aus dem langen Zeitungsartikel, der hinsichtlich seiner Metaphorik analysiert wird, einen Satz herauszugreifen: *Ein paar Jahre später wachsen dort Hotels, Bungalows, Apartmentstapel, blüht der Tourismus, gedeiht die Bodenspekulation* (S. 167). Das Lexem *wachsen* wird als Bildspender für die Lexeme *Hotel*, *Bungalow* und *Apartmentstapel* identifiziert, und zwischen *wachsen* und *Hotel* wird ein Verstoß gegen

eine lexikalische Anschließbarkeitsregel festgestellt, denn *wachsen* »impliziert – wenigstens an dieser Textstelle – das kontextuelle Merkmal [organisch], welches in *Hotel*, *Bungalow* und *Apartmentstapel* gerade nicht enthalten ist. Folglich sind diese Lexeme auch auf keiner gemeinsamen Isotopieebene installierbar« (S. 168). Eine solche Isotopieebene (mit dem dominant-rekurrenten Merkmal [pflanzlich]) etabliert *wachsen* jedoch mit den Lexemen *blühen* und *gedeihen*, während die Lexeme *Hotel*, *Bungalow*, *Apartmentstapel*, *Tourismus* und *Bodenspekulation* auf einer gemeinsamen Isotopieebene mit den Merkmalen [touristisch], [infrastrukturell], [kommerziell] angesiedelt werden können. Die in dem Beispielsatz gebrauchte Metapher ist »beschreibbar als die Projektion einer touristisch-bau-technischen Geschichte auf eine botanische Geschichte« (S. 170). Aus dem weiteren Verlauf des Textes ergibt sich, daß das Thema, eine touristische Geschichte auf Gran Canaria, auf verschiedene andere Geschichten projiziert wird, die jeweils eine eigene Isotopieebene bilden.

Während diese Analyse durchaus nachvollziehbar ist, scheinen die daraus abgeleiteten Kriterien für die Konstituierung einer Metapher nicht alle in gleicher Weise stichhaltig zu sein, denn als wesentlich werden angesehen (S. 173):

- »1) In syntagmatischen Teilbereichen (Mikrokontexten) zwischen einzelnen Lexemen rekurrent auftretende semantische Inkompatibilitäten;
- 2) die jeweilige Anschließbarkeit dieser Lexeme an voneinander trennbare Isotopieebenen;
- 3) Differenzierbarkeit der Isotopieebenen in thematische Ebenen und Projektionsebenen aufgrund der syntaktischen Struktur.«

Das Postulat der semantischen Inkompatibilität entspricht in etwa Weinrichs These von der Metapher als »Wort in einem konterdeterminierenden Kontext«;³⁹ allerdings verlangt Weinrich nicht das wiederholte Auftreten dieser Konterdetermination. Die Forderung, Bildspender und Bildempfänger aufgrund der syntaktischen Strukturen identifizieren zu können, dürfte problematisch werden, wenn etwa in sich geschlossene Allegorien oder moderne, metaphorphisch sehr komplexe lyrische Texte zu interpretieren sind. Am wenigsten überzeugt das zweite Kriterium, denn wenn die jeweilige An-

³⁹ Weinrich, *Semantik* (Anm. 12), S. 320.

schließbarkeit der semantisch inkompatiblen Lexeme an voneinander unterscheidbare Isotopieebenen verlangt wird, kann eine metaphorische Äußerung nur dann konstatiert werden, wenn der Text mindestens zwei Lexeme enthält, die als Bildspender fungieren und eine gemeinsame Isotopieebene bilden. Das mit dem Lexem *Hotel* inkompatible Lexem *wachsen* wäre nur deshalb metaphernbildend, weil es mit den Lexemen *blühen* und *gedeihen* eine gemeinsame Isotopieebene bildet. Diese These bedeutet letztlich, daß es nur Allegorien (verstanden als fortgesetzte Metaphern), keine Einzelwortmetaphern gibt, und dürfte kaum zu halten sein. Auch die Umkehrung des Isotopiepostulats ist äußerst fraglich. Der mögliche Satz **Ein paar Jahre später husten dort Hotels* (vgl. S. 169) wird ja nicht deshalb als nichtmetaphorisch empfunden, weil der Kontext kein Lexem bietet, das mit *husten* auf einer gemeinsamen Isotopieebene gesehen werden kann. Hier wäre mit einer Expansion wie **Ein paar Jahre später husten dort Hotels und keuchen Bungalows* Abhilfe geschaffen, aber der eine Satz dürfte als genauso metaphorisch oder nichtmetaphorisch wie der andere empfunden werden. Metaphorizität ist keine Frage der Isotopieebenen, sondern primär eine Frage der Akzeptanz und der Habitualisierung, und *blühende Geschäfte* sind uns allemal vertrauter als *hustende Hotels*.

Um die Kriterien zur Konstituierung einer Metapher abzusichern, reichen Kallmeyer und seine Mitautoren eine Metapherntypologie nach, in der sie zwischen kreativen, konventionellen und Exmetaphern unterscheiden. Als kreativ gelten Metaphern mit »identifizierbaren Projektionsebenen (d. h. Isotopien im bildspendenden Bereich)« (S. 175), kreative Metaphern treten also nicht vereinzelt auf; bei konventionellen Metaphern wie in dem Beispiel *Der Kerl hat Bärenkräfte* ist die »bildspendende Komponente [...] in der Regel auf ein einziges Lexem reduziert« (S. 174), doch ist der bildspendende Bereich jederzeit expandierbar (S. 174): *Der Kerl hat Bärenkräfte. Wo der mit seinen Taten hinlangt ...* Eine entsprechende Expansion bei Exmetaphern (*Die große Zehe am Fuß des Berges*) würde »einen komischen Effekt zur Folge haben« (S. 176). Wenn das Kriterium der Isotopieebene im bildspendenden Bereich schon durch die bloße Expansionsmöglichkeit erfüllt ist, dann dürfte auch der Exmetapher der metaphorische Status nicht aberkannt werden, denn komische Effekte wären auch mit kreativen Metaphern erreichbar. Mit der Annahme der Expansionsmöglichkeit wird das Kriterium der Isotopieebene aufgeweicht und haltlos.

Im Hinblick auf die Bildfeldtheorie ist die textlinguistische Metaphertheorie trotz ihrer gravierenden Mängel durchaus nützlich. Zwar zielt sie nicht auf die Sprache als System, sondern bleibt der Analyse des Sprachgebrauchs verhaftet und erfaßt mit dem Begriff der Isotopieebene den jeweiligen bildspendenden und bildempfangenden Bereich nur in dem Ausmaß, wie er auch sprachlich realisiert ist, aber indem sie das Prinzip der Anschließbarkeit in den Blick rückt, verleiht sie den syntagmatischen Beziehungen der jeweiligen Isotopieebene mehr Gewicht. Mit dem Hilfsbegriff der ›Geschichte‹ arbeitet sie der Versuchung entgegen, Bildspender- und Bildempfängerbereich in disparate Einzelelemente aufzulösen und diese dann punktuell einander zuzuordnen. Das Phänomen des überquellenden Details wird mit der textlinguistischen Metaphernanalyse angemessen erklärt, die Metapher nicht mehr, wie in der Rhetorik üblich, als eine an einem Einzelwort festzumachende Stilfigur vorgestellt, sondern als Prozeß, als Zusammenwirken von zwei Bereichen (den Isotopieebenen) plausibel gemacht. Der dazu herangezogene Begriff der Projektion scheint mir besser geeignet zu sein, die im Bildfeld vollzogene Verbindung von Bildspender und Bildempfänger zu charakterisieren. Während ein Terminus wie ›Kopplung‹ oder auch ›Verbindung‹ zu stark den bloß additiven Aspekt betont, läßt der (richtig verstandene) Projektionsbegriff dem Bildspender- wie dem Bildempfängerbereich eine gewisse Eigenständigkeit und erlaubt die Vorstellung unscharfer Konturen. (Offensichtlich bedarf die Metaphertheorie zu ihrer Formulierung der Metaphorik!)

Mit der Akzentuierung des Projektionsbegriffs reiht der textlinguistische Ansatz sich in eine alte metapherntheoretische Tradition ein, wobei jedoch die Projektion unterschiedlich aufgefaßt wird. Im sprachpsychologischen Zugriff Karl Bühlers erscheint die Metapher als Doppelfilter, das nur noch durchlässig ist für jene Merkmale des Bildspenders wie auch des Bildempfängers, die für die jeweilige Metapher relevant sind.⁴⁰ Bei einem so verstandenen Doppelfilter ist es unerheblich, was, in welche Richtung und worauf projiziert wird. Max Black verwendet ebenfalls die Filtermetapher und kommt zu dem Schluß: »Man kann sagen, der Hauptgegenstand wird durch den metaphorischen Ausdruck gesehen – oder, wenn man so will, der Hauptgegenstand wird auf das Feld des untergeordneten Gegenstands ›projiziert.«⁴¹ Dies entspricht in etwa der

⁴⁰ K. Bühler, Sprachtheorie, 2. Aufl., Stuttgart 1965, S. 347–349.

⁴¹ M. Black, Die Metapher, in: A. Haverkamp (Hg.), Theorie der Metapher, Darmstadt 1983 (WdF 389), S. 55–79, hier S. 72.

textlinguistischen Projektionsvorstellung, aber an anderer Stelle geht Black auch von der umgekehrten Projektionsrichtung aus.⁴²

Wenn man im Sinne der Interaktionstheorie Blacks annimmt, daß zwischen beiden ›Geschichten‹ ohnehin eine wechselseitige Beeinflussung stattfindet⁴³, erübrigt sich die Frage nach der Projektionsrichtung und -ebene. Aber im Rahmen der Bildfeldtheorie bietet vielleicht Wilhelm Köller die angemessenste Interpretation der Projektionsmetapher, denn er behauptet, »daß bei metaphorischen Prädikationen komplexe und nicht scharf konturierte Vorstellungsbilder aufeinander projiziert werden.«⁴⁴ Nach diesem Bild dürfen wir das Bildfeld als die Leinwand annehmen, auf die der Bildspender- wie auch der Bildempfängerbereich (jeweils in spezifischen Ausschnitten, den Teilbildern) projiziert werden. Insofern läßt sich das Bildfeld auch definieren als die Projektion zweier voneinander unabhängiger, sprachlich vermittelter Referenzzusammenhänge.

Als fundamentale Schwäche der Merkmalssemantik, die der textlinguistischen Metaphertheorie zugrunde liegt, gelten die »nicht genügend objektivierbaren Auffindungsprozeduren für semantische Merkmale, da die Zerlegung semantischer Einheiten in kleinere Bedeutungselemente die intuitive Kenntnis der semantischen Zusammenhänge voraussetzt, die (aber) zugleich Erkenntnisziel der semantischen Analyse sind.«⁴⁵ Aber trotzdem ist die textlinguistische Metaphertheorie insofern hilfreich, als die Identifizierung der verschiedenen Isotopieebenen jeweils ein dominant-rekurrentes Merk-

⁴² M. Black, Mehr über die Metapher, in: Haverkamp (Anm. 41), S. 379–413, hier S. 392: »Die metaphorische Äußerung funktioniert, indem sie auf den Primärgegenstand eine Menge von ›assozierten Implikationen‹ [...] ›projiziert‹, die im Implikationszusammenhang [...] enthalten sind und als Prädikate auf den Sekundärgegenstand anwendbar sind.«

⁴³ Black (Anm. 42), S. 393: »Im Kontext einer bestimmten metaphorischen Aussage ›interagieren‹ die beiden Gegenstände auf folgende Weise: (I) das Vorhandensein des Primärgegenstandes reizt den Zuhörer dazu, einige der Eigenschaften des Sekundärgegenstandes auszuwählen; und (II) fordert ihn auf, einen parallelen ›Implikationszusammenhang‹ zu konstruieren, der auf den Primärgegenstand paßt; und umgekehrt (III) wiederum parallele Veränderungen im Sekundärgegenstand bewirkt.«

⁴⁴ W. Köller, Semiotik und Metapher. Untersuchungen zur grammatischen Struktur und kommunikativen Funktion von Metaphern, Stuttgart 1975 (Studien zur Allg. und Vergl. Literaturwissenschaft 10), S. 201.

⁴⁵ H. Bußmann, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart 1983 (Kröners Taschenausg. 452), S. 253.

mal voraussetzt. Im Hinblick auf die Bildfeldtheorie darf angenommen werden, daß die ein Bildfeld determinierende metaphorische Leitvorstellung sich aus dem dominant-rekurrenten Merkmal der Projektionsebene einerseits und der thematischen Ebene andererseits ergibt. Die Auffindungsprozedur der metaphorischen Leitvorstellung ist damit noch nicht objektiert, aber im Sinne einer Handlungsanweisung beschreibbar gemacht worden.

IV.

Der metaphorentheoretische Beitrag Franziska Wessels – ihre besondere Leistung im Hinblick auf die Tristan-Interpretation kann hier nicht gewürdigt werden⁴⁶ – ist schon aufgrund des Ansatzes sehr verdienstvoll. Die umsichtig mit der bisherigen Metaphernforschung geführte Diskussion – nur die strukturalistische Richtung wird mißmutig und vielleicht etwas vorschnell beiseite geschoben (vgl. S. 8f., Anm. 11)⁴⁷ – als Grundlegung der Textinterpretation konzentriert sich vor allem auf die Frage nach der *necessitas*-Funktion der Metapher, nach ihrer Leistung als Denkmodell⁴⁸, und verbindet die Erkenntnisse der Sprachinhaltsforschung mit den kritisch durchdachten Thesen Weinrichs vor dem Hintergrund der erkenntnistheoretisch orientierten Metaphorologie Hans Blumenbergs. Im

⁴⁶ Vgl. dazu die Rezensionen von M. W. Wierschin, *German Studies Review* 9 (1986), S. 633f., D. H. Green, *MLR* 82 (1986), S. 527–529, T. Tomasek, *AfdA* 97 (1986), S. 175–181, H. Freytag, *ZfdPh* 106 (1987), S. 115–121, P. Michel, *Arbitrium* 5 (1987), S. 250–252.

⁴⁷ In terminologischer Hinsicht zeigt Wessel sich jedoch durchaus offen; sie greift auf den für die strukturalistische Semantik zentralen Semebegriff zurück (vgl. z. B. S. 106, Anm. 423, ohne Differenzierung zwischen »Sem« und »semantischer Komponente«), ohne ihn zu definieren und ohne sich der damit verbundenen Problematik bewußt zu sein, denn anders wäre der unbefangene Gebrauch der Bezeichnung »zentrale Seme« (S. 101, Anm. 403) kaum erklärlich. Weiteres dazu s. u. S. 239.

⁴⁸ Die Beschränkung auf A. Demandts Modellbegriff (vgl. S. 80, Anm. 330) ist in diesem Zusammenhang wohl doch etwas unbefriedigend. Die metaphorentheoretisch einschlägige Arbeit von Max Black, *Models and Metaphors*, Ithaca, N. Y. 1962, nimmt Wessel nur über Beardsley zur Kenntnis (vgl. S. 174, Anm. 106), ohne sie zur Abklärung ihres Modellbegriffs heranzuziehen. Zu berücksichtigen wäre in diesem Zusammenhang wohl auch Herbert Stachowiak, *Allgemeine Modelltheorie*, Wien/New York 1973.

Hinblick auf die Bildfeldtheorie, aber auch hinsichtlich der literaturwissenschaftlichen Metaphernforschung überhaupt, ist vor allem Wessels Übernahme der in der Forschung bisher stark vernachlässigten Theorie Werner Ingendahls hervorzuheben. Wessel übernimmt den für Ingendahl zentralen Begriff des Metaphernstands⁴⁹, verbindet ihn mit dem von Jochen Schlobach entwickelten Begriff des Bildfeldsystems⁵⁰ und gewinnt so ihr Instrumentarium zur Analyse der Minnemetaphorik im ›Tristan‹.

Daß Ingendahls Metapherntheorie so wenig Resonanz gefunden hat⁵¹, muß auf ihre Grundlage zurückgeführt werden, die inhaltbezogene Grammatik Weisgerberscher Prägung, der ja ebenfalls die allgemeine, internationale Anerkennung versagt geblieben ist. Ingendahl überträgt Weisgerbers vier Stufen der (gestalt-, inhalt-, leistung- und wirkungsbezogenen) Sprachbetrachtung auf die Metaphernanalyse, der hauptsächlich Mondmetaphern aus verschiedenen modernen Anthologien und zwei Texten Arno Schmidts zugrunde liegen. Auf der Stufe der gestaltbezogenen Betrachtung fragt Ingendahl nach der Metaphorisierbarkeit der verschiedenen Wortarten und entwirft ein reich gegliedertes Ordnungsschema der Substantivmetaphern. Die für die Metapherntheorie meist als belanglos zurückgewiesene, für die literaturwissenschaftliche Textanalyse aber eminent wichtige Frage nach der sprachlichen Realisierung der Metapher erhält damit die ihr gebührende Aufmerksamkeit.⁵² Allerdings muß dabei in Kauf genommen werden, daß die Meta-

⁴⁹ W. Ingendahl, *Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung*, Düsseldorf 1971 (Sprache der Gegenwart 14), S. 166f.

⁵⁰ J. Schlobach, *Zyklentheorie und Epochenmetaphorik. Studien zur bildlichen Sprache der Geschichtsreflexion in Frankreich von der Renaissance bis zur Frühaufklärung*, München 1980 (Humanistische Bibliothek I/7), S. 332–340.

⁵¹ Pausch (Anm. 2), S. 60f., geht in aller Kürze auf Ingendahls Theorie ein (vgl. H. A. Pausch u. M. Warren, *Kommentierte Auswahlbibliographie zur Metapherntheorie*, in: H. A. Pausch [Hg.], *Kommunikative Metaphorik. Die Funktion des literarischen Bildes in der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Bonn 1976 [Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik 20], S. 175–198, hier S. 186f.), und Haverkamp (Anm. 41), S. 468, verzeichnet wenigstens Ingendahls einschlägige Beiträge, während J. Nieraad, »Bildgesegnet und bildverflucht«. *Forschungen zur sprachlichen Metaphorik*, Darmstadt 1977 (EdF 63), Ingendahl nicht einmal erwähnt.

⁵² Damit holt Ingendahl für das Deutsche nach, was Chr. Brooke-Rose, *A Grammar of Metaphor*, London 1958, für das Englische geleistet hat. Wessel (Anm. 3), S. 9, Anm. 11, verzichtet bewußt auf die grammatische Klassifizierung der Metaphern.

pher mit einem einzelnen Wort identifiziert und (vorübergehend) nicht mehr als (gedankliches) Resultat eines Prozesses gesehen wird. Ingendahls Beispiele von Satzmetaphern (S. 53–55) wirken solchen Mißverständnissen jedoch entgegen. Vergleichsweise dürftig ist das Ergebnis der inhaltbezogenen Betrachtung der Metapher, denn nach vielfältigen Überlegungen, in denen Ingendahl sich mit anderen Metaphertheorien auseinandersetzt, aber letztlich nur in der Terminologie abweicht⁵³, werden am Ende die gestaltbezogen geordneten Metaphern zusätzlich auch noch nach Bildspenderbereichen zu »Nischen« gruppiert (S. 132–135). In der leistungsbezogenen Betrachtung der Metapher ist der Begriff des Metaphernstands von zentraler Bedeutung, den Ingendahl in Analogie zum Begriff des Wortstands gebildet hat. Als Wortstand werden in der inhaltbezogenen Wortbildungslehre Wortableitungen zusammengefaßt, die sich formal unterscheiden können, aber unter einem bestimmten Aspekt dasselbe leisten. So faßt der Wortstand der Ornativa formal unterschiedliche Wortableitungen wie *vergolden*, *lackieren*, *bekleiden* und *bevollmächtigen* zusammen. Mit dem Begriff des Metaphernstands will Ingendahl die verschiedenen Metaphern als Ergebnisse gleichgerichteter metaphorischer Prozesse ordnen, wobei die Herkunfts- und Zielbereiche durchaus verschieden sein können. So werden dem Metaphernstand ›Verliebendigung‹ u. a. die Mondmetaphern *der gelbe Heilige* und *das Auge der Nacht* (S. 178f.) sowie die Autometaphern *Flitzer* und *Kilometerfresser* (S. 185) zugewiesen. Im Metaphernstand ›Formgebung‹ finden sich Mondmetaphern wie *Kupfergong* und *verbeulter Goldeimer* (S. 179) und Autometaphern wie *umgekippter Kohlenkasten* und *fahrender Koffer* (S. 185). Während Ingendahls Überlegungen zur wirkungsbezogenen Metaphernbetrachtung (dabei geht es um inner- und außersprachliche Konsequenzen metaphorischer Gestaltung) in unserem Zusammenhang nicht diskutiert werden müssen, sind seine Bemerkungen zu Weinrichs Bildfeldtheorie einläßlicher zu erörtern.

Ingendahls Skepsis gegenüber der Bildfeldtheorie hat verschiedene Gründe und beruht z. T. wohl auch auf Mißverständnissen. Daß die Zahl der möglichen Bildfelder unübersehbar groß sein und daß nicht alle Metaphern einem Bildfeld zugewiesen werden können (S. 265), trifft auch auf meinen modifizierten Bildfeldbegriff (vgl. Kap. II) ebenso zu wie die Behauptung, mit der Bildfeldanalyse könnten »die innersprachlichen Begründungen für das Zustandekommen solcher ›Bildfelder‹ [...] nicht aufgedeckt werden« (S. 266). Auch nach ihrer spezifischen Leistung, so wie Ingendahl sie versteht, können die Metaphern mit dem Bildfeldbegriff nicht differenziert werden (S. 266). Aber der Einwand, hinter der Bildfeldtheorie stecke immer noch die »Vorstellung der Übertragung«

⁵³ So entspricht etwa Ingendahls Verständnis der Metaphorik als innersprachlichen Prozeß zwischen zwei Sinnbezirken cum grano salis der Weinrichschen Definition des Bildfeldes als Kopplung zweier Wortfelder. Ingendahls ›aufnehmender Sinnbezirk‹ darf wohl mit dem Bildspenderbereich, das ›Stammwort‹ mit dem Bildempfänger gleichgesetzt werden.

(S. 266), zielt ins Leere, denn damit wird Ingendahl Weinrichs Konterdeterminationstheorie nicht gerecht.⁵⁴ Die Annahme, daß eine Metapher »weitere Ausgriffe von Sinnkopplungsgliedern der Nachbarn nahelegt, die in demselben Metaphernstand geprägt werden können« (S. 266) und oft auch denselben Sinnbezirk anzielen, mag als Beobachtung überzeugen, erklärt jedoch nicht die Konzeption von Bildfeldern.⁵⁵ Ingendahls zentrale These, »einen verfügbaren Sprachbestand in der Art von Wortständen als gegliederte Ganzheiten nach inhaltlichen Gemeinsamkeiten von Metaphern ... nur als Ergebnisse gleichgerichteter metaphorischer Prozesse« (S. 131) aufzeigen zu können, verabsolutiert in unzulässiger Weise einen Aspekt der Metaphernanalyse. Zwar kann Ingendahl zeigen, wie Metaphernstände zu ermitteln sind⁵⁶, aber nach welchen Kriterien ihre Zahl zu begrenzen ist oder ob die Metaphernstände nicht doch als prinzipiell offene Klasse aufzufassen sind, bleibt ebenso unklar wie das Problem der Abgrenzbarkeit der Metaphernstände und ihrer Systematisierung. Was ist damit gewonnen, wenn eine Metapher wie *Achillener Kerl, der Mond*, dem Metaphernstand ›Verlebensdigung‹ zugewiesen wird (S. 178)⁵⁷ oder wenn die Metaphern *Krone der Schöpfung, Briefkopf, Bauchbinde, Fuß des Berges, Auge der Nacht, Gipfel der Unverschämtheit* (S. 174) alle als ›relationale Prägung‹ aufgefaßt werden können?

Gleichsam durch die Hintertür stellt sich die Bildfeldtheorie bei Ingendahl ein, wenn er im Zusammenhang mit den »gestalterischen Potenzialen des Stammwortes« (S. 143) auch die Mitwirkung von »Sinnbezirksnachbarn« und »Sinnkopplungsgliedern« analysiert. Die Möglichkeit, »daß zwei oder mehrere Sinnbezirksnachbarn sich einem metaphori-

⁵⁴ Derselbe Vorwurf könnte gegen Ingendahl gerichtet werden, denn seine Behauptung, der metaphorische Prozeß werde vollzogen »im Ausgriff von einem geltenden Wort in Richtung auf einen stammbezirk fremden Sinnzusammenhang« (S. 305), besagt nicht mehr, als daß im metaphorischen Sprechen ein Ausdruck aus seinem ›normalen‹ Anwendungszusammenhang herausgenommen und auf einen neuen Zusammenhang angewendet wird.

⁵⁵ Ingendahl verengt Weinrichs Bildfeldbegriff zu stark, wenn er behauptet: »Ausschnitte aus Metaphernständen, die sich aus paradigmatisch und syntagmatisch verwandten Stammwörtern konstituieren und denselben Sinnbezirk anzielen, können bei einer Sicht aus optischer Vorstellung ›Bildfelder‹ genannt werden« (S. 254). Auch Ingendahls »Gestaltungskreise« (vgl. S. 253f.) sind keineswegs mit Weinrichs Bildfeldern identisch.

⁵⁶ Die dafür maßgebliche Leitfrage »Was leistet eine Metapher an der Wirklichkeit für den Menschen?« (S. 172) ist allerdings weniger überzeugend als die vorgelegte Beispielsammlung (vgl. S. 178–181 u. S. 185).

⁵⁷ Der Kontext macht diese Metapher erst plausibel: *Achillener Kerl, der Mond: schleppte eine steife Wolkenleiche hinter sich um unser irdenes Troja (windiges)* (S. 318). Die Mythologisierung dürfte hier für die Interpretation gewichtiger sein als die Verlebensdigung.

schen Ausgriff anschließen und – wie für das Stammwort – auch für die Metapher als Synonyme gelten können« (S. 150), heißt letztlich nichts anderes, als daß Küsse nicht nur *gestohlen*, sondern auch *geraubt* werden können. Diese Mitwirkung von Sinnbezirksnachbarn basiert auf paradigmatischen Beziehungen und kann innerhalb der modifizierten Bildfeldtheorie über die Bildvarianten mitberücksichtigt werden. Als Sinnkopplungsglieder versteht Ingendahl jene Wörter, die mit dem für den metaphorischen Prozeß relevanten Stammwort semantisch-syntaktische Verbindungen eingehen können. Solche Verbindungen kann das Wort *Goldstück* mit Verben wie *liegen* oder *glänzen* und Adjektiven wie *alt* oder *zerbrochen* bilden. *Goldstück* als Stammwort zur metaphorischen Bezeichnung des Mondes eliminiert die Kopplungsglieder von *Mond*; ein *Goldstück* steht nicht am *Himmel* und ist auch nicht *bewölkt*; also schreibt Arno Schmidt: *Ein altes flaches Goldstück lag, zerbrochen oder zugestaubt, im Himmelsdunst, ganz da drüben* (S. 154). Daß wir es in solchen Fällen mit syntagmatischen Beziehungen zu tun haben, wie sie im Rahmen der Bildfeldtheorie zwischen Bildelementen oder Teilbildern zu konstatieren sind, verdeutlicht das Beispiel: *Mondbojen schräg verankert im Wolkenstrom* (S. 153). Mit dem Begriff des Bildfeldes (oder der Isotopieebene) wird der Kontext sofort angemessen berücksichtigt, während Ingendahl die Einzelmetapher zum Ausgangspunkt nimmt und erst auf dem Umweg über die Sinnkopplungsglieder den Kontext in den Blick bekommt; dabei dürfte kaum zwingend zu entscheiden sein, »welches Wort metaphorische Primärsetzung war und welches als Folge einer Sinnkopplung des Stammwortes auftritt« (S. 153). Es bleibt festzuhalten: mit der Zuweisung einer Metapher zu einem Metaphernstand wird ihre Leistung, mit einer Zuordnung zu einem Bildfeld ihr Kontext schneller erfaßt; keines der beiden Analyseverfahren gewährleistet – auf sich allein gestellt – eine umfassende Interpretation der Metapher, daher bedürfen beide Theorien ergänzender Fragestellungen.⁵⁸ Ob wir, wie Weinrich annimmt, in Bildfeldern denken und dadurch neue Metaphern bilden oder ob wir, wie Ingendahl behauptet, aufgrund unserer Vertrautheit mit »Gestaltungs- und Prägeweisen« (S. 313) metaphorisch reden können, wird sich nicht klären lassen.

Anders als Ingendahl geht Jochen Schlobach nicht von einer Metaphertheorie aus, sondern von den Ergebnissen seiner »systematischen Untersuchung von Bildern, die sich auf Epochen beziehen und die aus der zyklischen Geschichtsauffassung hervorgegangen sind« (S. 9).⁵⁹ Er übernimmt Weinrichs Bildfeldbegriff (vgl. S. 17–20), doch stellt sich ihm schließlich die Frage nach einer übergeordneten Kategorie, »um den strukturellen Zusammenhang zwischen verschiedenen Bildfeldern zu er-

⁵⁸ Weder Weinrich noch Ingendahl postulieren die Autarkie ihrer Methode, aber Ingendahl unterstellt Weinrich, sich mit der Bildfeldanalyse begnügen zu wollen, denn anders wäre sein Einwand, die Bildfeldtheorie sage nichts über die Leistung einer Metapher aus (vgl. S. 266), nicht plausibel.

⁵⁹ Zum folgenden vgl. Peil (Anm. 2), S. 879–882.

fassen« (S. 332). Diese Kategorie bezeichnet er als Bildfeldsystem, das er definiert als »die Summe von Wortfeldern [...], die nach der gleichen, im abstraktesten Kern zu definierenden, gemeinsamen strukturellen Analogie in der sprachlichen Praxis auf einen bildempfangenden Bereich bezogen werden« (S. 338). Für das von Schlobach untersuchte Bildfeldsystem der zyklischen Epochenmetaphorik⁶⁰, in dem zyklische Abläufe wie die der Tages- und Jahreszeiten, der Lebensalter und des Kreislaufs der Elemente als Bildspender fungieren, sind zwei Analogieelemente konstitutiv: »erstens die Annahme einer sich wiederholenden kreis- oder wellenförmigen Bewegung der Zeit, die an den periodischen Veränderungen organischen Lebens im Tages- und Jahreszeitenrhythmus verifiziert und meßbar gemacht wird. Dabei ist, zweitens, die Vorstellung eines Hoch- und eines Tiefpunktes im wertenden Sinn impliziert« (S. 332f.). Solche strukturellen Analogien oder Strukturäquivalenzen können gleichsam als tertium comparationis auf einer höheren Stufe der semantischen Hierarchie aufgefaßt werden und finden sich auch außerhalb der Epochenmetaphorik.⁶¹ So läßt sich etwa »Herrschaft« auf eine dichotomische Grundstruktur zwischen dem Herrscher und den Beherrschten reduzieren, wobei jenem gegenüber diesen ein autoritativer Führungsanspruch zugestanden wird. Diese Grundstruktur, die in der staatstheoretischen Literatur von der Antike bis weit in die Neuzeit hinein nie in Frage gestellt wurde, spiegelt sich wider im Verhältnis zwischen dem Steuermann oder Kapitän und der Mannschaft des Staatsschiffes, zwischen dem Baumeister und den Bauarbeitern des Staatsgebäudes, zwischen dem Haupt oder der Seele und den übrigen Gliedern des Staatskörpers. Allerdings ist diese Kombination von dichotomischer Grundstruktur und autoritativem Führungsanspruch keineswegs immer ausschlaggebend für den Einsatz der genannten Bilder; so kann etwa mit der Steuermannsmetapher auch die höhere Verantwortung der politischen Führung oder ihre Verpflichtung zu einer besonderen fachlichen Qualifikation begründet werden. Im Bereich der von Schlobach untersuchten Epochenmetaphorik scheint die Ermittlung der maßgeblichen strukturellen Analogie weniger schwierig zu sein als in der Staats- und Herrschaftsmetaphorik. Aber auch Schlobach gelangt aufgrund seines Materials zu der Unterscheidung zwischen dem Bildfeld im engeren Sinn (oder dem Einzelbild) und dem Bildfeld im weiteren Sinn, dem Bildfeldsystem (S. 335). Das

⁶⁰ Unter »Epochenmetaphorik« versteht Schlobach »ganz allgemein Bilder, die zur bildlichen Kennzeichnung von kulturellen und historischen Abläufen dienen« (S. 17). Nieraad (Anm. 51), S. 101, scheint diesen Terminus auch auf die in einer bestimmten Epoche vorherrschende Bildlichkeit zu beziehen und geht in diesem Zusammenhang auch auf Blumenbergs »Hintergrundmetaphorik« ein (S. 107). Im Sinne einer klaren Terminologie wäre Schlobachs Sprachgebrauch vorzuziehen.

⁶¹ Sie machen die Phänomene der metaphorischen Reihenbildung und der metaphorischen Reversibilität plausibel; dazu Peil (Anm. 2), S. 880.

Einzelbild kann »virtuell unendlich viele Konnotationen in die verschiedensten Richtungen ausdrücken« (S. 334) und ist »stärker von der immanenten Kohärenz des bildspendenden Bereichs geprägt« (S. 336), während das Bildfeldsystem »erst durch die zugrundeliegende Analogie in abstrakterer Form definierbar« (S. 336) ist.

Die Unterscheidung zwischen Einzelbild⁶² und Bildfeldsystem ist plausibel. Allerdings wird durch die Beschränkung auf ein durch eine Strukturanalogie determiniertes Bildfeldsystem der bildfeldzentrierte Ansatz, wie Weinrich ihn demonstriert hat, aufgegeben. So fragt Schlobach auch nicht mehr nach den Leistungen und Funktionen eines Bildfeldes im Weinrichschen Sinn, sondern vergleicht nur die einer bestimmten strukturellen Analogie entsprechenden Bildvarianten (insofern wäre besser von einem Bildvariantensystem statt von einem Bildfeldsystem zu sprechen). Anderes wie etwa die im Bildfeld der Kulturjahreszeiten mögliche Umdeutung des Herbstes als eine wegen der reichen Ernte den Sommer übertreffende Jahreszeit bedeutet für Schlobach bereits eine »Sprengung des zyklisch humanistischen Bildfeldes« (S. 334), denn der positiv verstandene Herbst verstößt gegen das Postulat der Wertachse. Damit ist Schlobachs Ansatz keineswegs diskreditiert; seine Ergebnisse zeigen ja die Fruchtbarkeit einer derartigen Fragestellung. Aber es dürfte deutlich sein, daß eine umfassende Metaphernanalyse, der es nicht nur um den Nachweis systematischer Zusammenhänge, sondern auch um die Frage der Funktion der Metaphorik geht, über Schlobachs Ansatz hinausgehen muß.⁶³

Wessels Übernahme von Schlobachs Bildfeldsystem-Theorie gründet letztlich auf der Frage nach der Möglichkeit von »Bildfeld-Feldern«: »Macht die Gesamtheit aller Bildfelder, an denen die Minne empfangend beteiligt ist, ein geschlossenes Bildfeld-Feld mit geregelten Binnenverhältnissen aus?« (S. 101). Da das Bildfeld Weinrich-

⁶² Von einem »Bildfeld im engeren Sinn« sollte besser nicht gesprochen werden, damit der Feldbegriff als Klassenbezeichnung oder Summenformel gewahrt bleibt. Schlobachs »Bildfeld im engeren Sinn« wäre gemäß den oben entwickelten Überlegungen mit dem Teilbild oder der Bildvariante bzw. mit dem Gleichnis oder der Allegorie identisch (s. o. S. 221).

⁶³ Die begrenzte Reichweite seines Ansatzes ist Schlobach durchaus bewußt: »Die hier untersuchten Bilder können, isoliert gedeutet, von jedem Benutzer und jedem Interpreten auch als Assoziationsträger mit äußerst vielfältiger Wirkung verstanden werden. Die an einem modernen Originalitätsbegriff orientierte Metaphernforschung beschäftigt sich im Bereich der Literaturwissenschaft naturgemäß vor allem mit diesen poetischen Intentionen und Wirkungen von Bildern« (S. 334). Dem wäre nur hinzuzufügen, daß auch die historische Metaphorologie die Assoziationsmöglichkeiten und die Funktionsvielfalt der Bilder zu berücksichtigen hat.

scher Prägung, wie Wessels richtig feststellt, mit dem Feldbegriff der Wortfeldtheorie nicht identisch ist (vgl. S. 68, Anm. 290, u. ö.), überrascht es nicht, daß auch die auf einen gemeinsamen Bildempfänger ausgerichteten Bildfelder in ihren Beziehungen untereinander nicht den Gliedern eines Wortfeldes entsprechen. In einem ersten Schritt ersetzt Wessel den Begriff des Bildfeld-Feldes durch den des Bildfeld-Konglomerates (S. 101), das jedoch nur als »Bildstellen-Konglomerat« (S. 102) sprachlich realisiert wird.⁶⁴ Das Bildfeld-Konglomerat mit seiner »inneren Unstrukturiertheit« (S. 103) will Wessel für die Ebene der langue reserviert wissen, während sie auf der Ebene einzelner Texte »Bildfeld-Nachbarschaften« (S. 103) erkennen zu können glaubt. Diese Bildfeld-Nachbarschaften gehen vor allem⁶⁵ auf »die geistig gesetzten und geistig aufzufindenden Akte des Urteilens, die *tertia comparationis*, die bei ganz verschiedenen Metaphern gleich oder ähnlich sein können« (S. 103), zurück und lassen sich als »Bildfeld-Konstellationen« auffassen. Dementsprechend sieht Wessel das Ziel ihrer Untersuchung darin, »die Fäden des Bildfeld-Konglomerates der Minnemetaphern im ›Tristan‹ zu entwirren und Strukturen der von Gottfried komponierten Bildfeld-Konstellationen aufzudecken« (ebd.). Ausgangspunkt der Analyse ist mithin ein Bildempfänger, die Minne, über die verschiedene metaphorische Äußerungen möglich sind. Diese lassen sich, aufgegliedert nach den verschiedenen Bildspenderbereichen, verschiedenen Bildfeldern zuweisen. Die Summe dieser Bildfelder (genauer: der aus den verschiedenen Bildfeldern entnommenen Bildstellen) ergibt das Bildfeld-Konglomerat, die Gesamtheit der nach Bildfeldern geordneten Minnemetaphern eines Textes. Die Bildstellen lassen sich aber auch nach

⁶⁴ Diesen Gedanken, der durchaus auf Weinrichs Linie läge, formuliert Wessel nicht in aller Schärfe, da sie die Unterscheidung von Klassenbezeichnungen und Bezeichnungen für sprachlich realisierte Phänomene, mithin die Unterscheidung von langue und parole, nicht durchgängig und streng genug beachtet.

⁶⁵ Wessel unterscheidet zwischen an der Oberfläche liegenden Bildfeld-Nachbarschaften und solchen in tieferen Schichten; oberflächlich in diesem Sinne wäre z. B. die Nachbarschaft zwischen den Bildfeldern des Liebeskampfes und der Liebeskrankheit (Verwundung und Heilung) im ›Parzival‹. Das Beispiel verdeutlicht abermals die Unsicherheit in der Zuweisung einzelner Metaphern zu bestimmten Bildfeldern, wenn die Bildspenderbereiche auch im außersprachlichen Referenzzusammenhang nicht eindeutig zu scheiden sind. Des heilenden Arztes bedarf der im Kampf Verwundete wie der Erkrankte.

den verschiedenen und sie begründenden »Akte(n) des Urteilens« gruppieren und ergeben dann eine Ordnung nach Bildfeld-Konstellationen. Den Terminus Bildfeld-Konstellation ersetzt Wessel durch Schlobachs Bezeichnung Bildfeldsystem; statt der »gleichen, im abstraktesten Kern zu definierenden, gemeinsamen strukturellen Analogie« (Schlobach, S. 338) führt sie jedoch Ingendahls »Metaphernstand« als Ordnungskriterium ein. Während sie Schlobachs Theorie-Baustein im Grunde unverändert übernimmt (vgl. S. 105–107), modifiziert sie Ingendahls Metaphernstand-Theorie, indem sie mit vertretbaren Gründen den Systematisierungsansatz »auf konkreterer Ebene« (S. 113, Anm. 460) anwendet.

Daß der gewählte Ansatz praktikabel⁶⁶ ist und aufgrund seiner Elastizität der Textinterpretation ausreichenden Spielraum gewährt, lassen Wessels Ergebnisse der ›Tristan‹-Analyse klar zutage treten. Demgegenüber wiegen die theoretischen Ungenauigkeiten⁶⁷ gering, zumal die Theorie, soweit sie die nach Metaphernständen organisierte Bildfeldsystematik (und nicht etwa die Leistung der Metapher als Denkmodell) betrifft, gleichsam als Dienerin der Interpretation und nicht als Selbstzweck verstanden wird.⁶⁸ In diesem Punkt dürften Wessels Ausführungen mehr Akzeptanz finden als Ingendahls Theorie. Wessel ist sich der Schwachstelle der Metaphernstand-Theorie voll bewußt und kann mit dem Hinweis auf die Pro-

⁶⁶ Die Zuweisung von Repräsentanten desselben Bildfeldes zu verschiedenen Metaphernständen ist dabei nicht zu vermeiden; so erscheinen die Liebesbrandmetaphern in drei verschiedenen Gruppen (S. 222 ff., 375 ff., 426 ff.). Problematischer scheinen hingegen manche Zuweisungen zu sein wie die Einordnung der Vorstellung von der Minne als Drechslerin unter dem Metaphernstand ›Minne als gewalttätige Macht‹ (S. 303). Die Schwierigkeiten (und ›Notlösungen‹) werden nicht verschwiegen (vgl. S. 218).

⁶⁷ Als Ungenauigkeit darf die Behauptung gelten: »Solche Wörter, vor allem Bezeichnungen existentieller Grunderfahrungen, bedürfen notwendig der Metaphorisierung« (S. 148). Im metaphorischen Prozeß werden keine Wörter metaphorisiert, sondern über Phänomene oder Sachverhalte erfolgen metaphorisch gemeinte Äußerungen.

⁶⁸ Vgl. S. 216: »Immer ist zu bedenken, daß die Gliederung (gemeint ist die Zuweisung der einzelnen Metaphern in die Bildfeldsysteme) dem Verständnis des Textes zu dienen hat, nicht umgekehrt.« Daran schließt sich konsequent die Warnung an: »Da die Gliederungspunkte [...] nur hermeneutisch aus dem untersuchten Werk selbst erschließbar sind, lassen sie sich nicht unbedenklich auf andere Dichtungen anwenden« (ebd.).

blematik der hermeneutischen Methode und auf die Relativität der so gewonnenen Ergebnisse manchen kritischen Einwand zurechtrücken (vgl. S. 117). Dennoch bleibt der theoretische Unterbau mindestens in einem Punkt⁶⁹ unbefriedigend: die Notwendigkeit einer Klärung des Verhältnisses zwischen Metaphernstand und tertium comparationis stellt Wessel deutlich heraus, doch ihre Erörterung dieses Problems (S. 111 ff.) bietet keine einsichtige Lösung.⁷⁰ Dieser Mangel ist wohl mit dem Verzicht auf die Auseinandersetzung mit der Metapherntheorie der strukturalen Linguistik zu begründen. Der in diesem Zusammenhang zentrale Begriff des Sems bleibt somit ungeklärt. Dies führt zu Verwirrungen, denn einerseits wird behauptet: »Ein Bildspender kann mehrere Bildempfänger anzielen und somit an verschiedenen Bildfeldern partizipieren, wobei jeweils unterschiedliche Seme das tertium comparationis bilden« (S. 73, Anm. 300), und später heißt es auch: »Bildspender und Metaphernstand müssen mindestens eine semantische Komponente gemeinsam haben« (S. 117, Anm. 482). Andererseits werden Metaphernstand wie tertium comparationis ausgegeben als »Kategorien eines unbewußten, in der Figur des Vergleichs explizit ausgesprochenen Urteils, das der Sprechende im Akt syntaktischen Inbeziehungsetzens zweier von Hause aus semantisch unvereinbarer Wörter oder Satzteile vollzieht« (S. 113). Aus diesen widersprüchlichen Aussagen läßt sich keine klare Unterscheidung gewinnen zwischen der eher konventionellen Theorie, die im gemeinsamen semantischen Merkmal von Bildspender und Bildempfänger die Metapher konstituiert sieht⁷¹, und Ingendahls Metaphernstand-Theorie.

Ein weiterer ungeklärter Punkt in Wessels theoretischer Grundlegung ist das Verhältnis von Metapher und Allegorie. Die Behauptung, anders als Gleichnis, Parabel und Beispielerzählung sei »die Allegorie ein in sich selbst dunkles Konstrukt, das erst, wenn es Punkt für Punkt auf den Gegenstand hin, den es verhüllend andeu-

⁶⁹ Eine Klärung des Verhältnisses zwischen der ›Evidenz-Komponente der Metapher und ihrem Habitualisierungsgrad wäre ebenfalls wünschenswert.

⁷⁰ Überzeugender sind hingegen die in einer Anmerkung versteckten Ausführungen zum Unterschied zwischen Metapher und Vergleich (S. 89f., Anm. 356).

⁷¹ Vgl. etwa R. H. Drommel, Die Metapher. Metapherntheorie für einen metaphernbezogenen Unterricht, Praxis Deutsch H. 16 (1976), S. 55–60, hier S. 55.

tet, entschlüsselt wird, in seinem Sinn transparent wird« (S. 279), läßt die schon der antiken Rhetorik vertraute Unterscheidung zwischen der *tota allegoria* und der *permixta apertis allegoria*⁷² außer acht. Die Konzentration auf die Metaphernstände als Ordnungskriterien kann – dies zeigt Wessels Inhaltsverzeichnis – zahlreiche Aspekte der vom Dichter vertretenen Minneauffassung freilegen, verstellt aber im Gegensatz zum bildfeldzentrierten Ansatz den Blick auf die Möglichkeit, die Metapher als *metaphora continua*⁷³ zur Allegorie auszuweiten.⁷⁴ Während die Bildfeldtheorie die Allegorie als sprachliche Realisierung von Teilbildern oder Bildvarianten eines Bildfeldes interpretiert (s. o. S. 221)⁷⁵, ist von der Metaphernstand-Theorie zunächst nur der Zugriff auf die einzelne Metapher möglich; erst über die Vorstellung von der Mitwirkung der Sinnkopplungsglieder (s. o. S. 233 f.) sind auch breiter ausgeführte Metaphern zu erfassen. Dadurch ergeben sich Schwierigkeiten bei der Antwort auf die Frage nach der metaphorphischen Primärsetzung (s. o. S. 234). Wenn außerdem die Allegorie sich erst in der Kombination verschiedener Metaphernstände konstituiert, kann sie nur über entsprechend viele verschiedene Zugriffe und daher kaum noch als Einheit analysiert werden. Daher hat Wessel Mühe, Brangaenes Hemdenallegorie zu interpretieren (S. 297–300, vor allem Anm. 640)⁷⁶, und ihr Verzicht auf die einläßliche Behandlung der Minnegrottenallegorie und -allegorese (vgl. S. 180), die über Gottfrieds Minneauffassung mehr aussagt als die von Wessel formulierten acht Metaphernstände⁷⁷, ist nicht nur durch die Komplexität des damit verbundenen Traditionsgeflechtes bestimmt, sondern vor allem durch den

⁷² Vgl. Lausberg (Anm. 36), S. 140 (§ 423).

⁷³ Nach Quintilian 9,2,46.

⁷⁴ Zwar verweist Wessel mehrfach auf das »Weiterspinnen« einer Metapher (Stellennachweise im Stichwortregister, S. 642), doch erscheint in diesem Zusammenhang nie der Terminus »Allegorie«.

⁷⁵ Vgl. Weinrich (Anm. 1), S. 283.

⁷⁶ Das Stichwort »überquellendes Detail« (vgl. Lausberg [Anm. 36], S. 133 [§ 402]) hätte manchen Erklärungsnotstand beheben können.

⁷⁷ Dieser Einwand ist keine grundsätzliche Kritik, denn Wessels besondere Leistung liegt in der detaillierten Interpretation der einzelnen Belege; mit den Metaphernständen will sie die Belege gliedern, nicht aber Gottfrieds Minneauffassung »auf den Punkt« bringen. Ihrer Ansicht, daß die Kommentierung der Minnegrottenallegorese keine »wesentliche Erhellung des Werkgeflechtes« (S. 180) verspreche, stimme ich voll zu.

gewählten Ansatz bedingt. Die Metaphernstand-Theorie ist wohl effektiver bei der Interpretation von Einzelmetaphern einzusetzen, während ihre analytische Reichweite gegenüber komplexeren Formen der Bildlichkeit nur begrenzt ist.

Breiten Raum nimmt in Wessels Untersuchung das Phänomen der konkretisierten oder realisierten Metapher ein. Deren (wohl nicht in jedem Fall unumstrittener) Nachweis im ›Tristan‹ dürfte Wessels besonderes Verdienst in der ›Tristan‹-Forschung ausmachen; ihre methodisch-theoretischen Überlegungen dazu (S. 195–215) könnten hingegen für die literaturwissenschaftliche Metaphernforschung generell überaus anregend sein. Allerdings entzieht sich gerade dieser Bereich dem im engeren Sinne metaphortheoretischen Zugriff (und insofern ist auch die Metaphernstand-Theorie dafür nicht erkenntnisfördernd), denn die Hintergründigkeit der realisierten Metaphern muß »ohne semantische Signale des Textes, allein durch den Leser, immer angesichts der Gefahr des Überinterpretierens, aufgespürt werden« (S. 198), ist also der Geschicklichkeit und Überzeugungskraft des Interpretieren überlassen.

Die kritische Durchsicht der verschiedenen Ansätze im Umkreis der Bildfeldtheorie läßt vermuten, daß keine der angesprochenen Theorien in sich voll konsistent und widerspruchsfrei ist. Dies überrascht nicht, denn die Ansätze sind auf das Verständnis einer die Einzelmetapher übersteigenden Bildlichkeit ausgerichtet. Da auch für die Einzelmetapher bislang kein allgemein anerkanntes Erklärungsmuster vorliegt, kann schon aus diesem Grund keine schlüssige weiterreichende Theorie entwickelt werden. Während der ›reinen‹ Metapherntheoretiker dieses Defizit vielleicht mit Resignation zur Kenntnis nimmt (was ihn von weiteren Erklärungsversuchen jedoch nicht abhalten sollte), ergeben sich für die ›angewandte Metaphorologie‹ im Rahmen der Literaturwissenschaft durchaus Perspektiven: der bildfeldzentrierte wie der bildfeldsystemorientierte Ansatz bieten innerhalb gewisser Grenzen ein analytisches Instrumentarium, das zum Verständnis der Metaphorik eines Textes gewinnbringend eingesetzt werden kann. Kein Verfahren deckt alle Bedürfnisse ab; die Wahl der Methode wie auch die Kombination der verschiedenen Ansätze (und hierbei sollten auch die traditionellen Fragen nach Bildspender und Bildempfänger nicht vergessen werden) ist vom jeweiligen Text und den an ihn herangetragenen Fragen abhängig und dementsprechend immer wieder neu vorzunehmen.